L. g.
o.
361
1

Zerstreute Blåtter

von

J. G. Herder.

Erste Sammlung.

Gotha 1785,
bey Carl Wilhelm Ettinger.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Statt der Vorrede
ein Gespräch.

Theano. Hier bin ich wie eine Sibylle mit Ihren zerstreuten Blättern.

Demodor. In denen Sie auch vielleicht nicht mehr als in den Sibyllinischen gefunden haben. Ich bin selbst begierig, zu sehen was Sie fanden und darüber Ihren Spruch zu hören.

Theano. Den sollen Sie hören, mit dem Beding, daß Sie mich auch die Geschichte der Blätter selbst hören lassen: denn Sie wissen, Weißagung wird nur aus Geschichte. Hier sind zuerst — Blumen

men, aus der Griechischen Anthologie gesammlet.

Demodor. Also fielen Sie auf diese zuerst. Ihre Geschichte ist die: sie wurden frühe gesammlet.

Theano. Desto besser, da sind uns die Blumen noch Knospen. Ich habe mich an der Griechischen Einfalt sehr ergötzt und mir that es wohl, ohne alle Kritik, ob dies kleine Geschöpf ein Epigramm oder eine Elegie oder gar nur ein Sittenspruch sei, den Ausdruck des Witzes, der Wahrheit und der Empfindung in ihnen zu genießen. In Uebersetzungen kannte ich nur sehr wenige davon; und mich dünkt, vor manchen andern, was übersetzt ist, waren diese Kinder der Flora einer Verpflanzung werth. Wie sind Sie zu ihnen gerathen?

Demo-

Demodor. Wie ich sage, unter so manchem Andern fiel mir auch die griechische Anthologie frühe in die Hände und gerade fiel ich auf Stücke, die mich, den Jüngling, sehr vergnügten. Ich kleidete verschiedne davon zuerst in gereimte Verse —

Theano. Die ich doch nicht gefunden habe.

Demodor. Sie sind längst vertilgt, weil ich fand, daß das Griechische Epigramm sich in den gereimten Vers selten so glücklich kleiden lasse, daß es nicht das Meiste von seiner Einfalt, von seiner Ründe oder von seinem naiven Witz verliere. Indessen verfolgte mich die Anthologie und fiel mir in andern Zeiträumen wieder in die Hände.

Theano. Ich begreife das wohl. Eine Blume zu pflücken ist man gerade in den Stunden der Erholung aufgelegt, wenn man langer gelehrten Arbeiten satt ist —

Demodor. Und sich aufs neue zu ihnen stärket. Eben dies war mein Fall. Zwischen Arbeiten, auf Spatziergängen gefiel mir diese griechische Aue so wohl, daß ich, was mir gefiel, meiner Sprache eigen zu machen suchte und nur immer bedauerte, es nicht besser thun zu können. Manches der kleinen Dinge ward zwei-dreimal versucht —

Theano. Und zum drittenmal gerieth es gewiß am mindsten. Die Kleinigkeit eines Epigramms zu übersetzen ist oft eine schwere Kleinigkeit, zumal muß sie es seyn bei so verschiednen Sprachen.

Ich

Ich muß Ihnen sagen, Demodor, daß ich einige derselben in Prose übersetzt gelesen habe und oft nicht wußte, was man damit wollte.

Demodor. Machen Sie es mit dem Epigramm jeder Sprache so, zumal mit dem, was auf naiver Empfindung oder gar einer Wortstellung beruhet; es wird derselbe Fall seyn. Oft mußte ich den ganzen Gedanken umkehren oder wenigstens für unsre Zeit anders wenden und so löslich ich dies that: so fürchte ich doch manchmal zur reinen Milch etwas Zucker hinzugethan zu haben, nur damit es in unsre Sprache paßte.

Theano. Immerhin. Wir sind leider keine Griechen: o die Griechen! —

Demodor. Und doch sind die meisten dieser geretteten kleinen Stücke nur aus sehr späten Zeiten. Geschmack und Sitten waren in ihnen schon sehr verfallen; indeß, die Sprache und ältere gute Vorbilder halfen auch dem Armseligen auf. Die Form war gleichsam gegeben.

Theano. In den Anmerkungen über das Epigramm haben Sie mich darüber belehret.

Demodor. Also sind auch diese Ihnen in die Hand gefallen. Lassen Sie sehen . . Die Abhandlung ist nicht ganz; der zweite Theil muß sich anderswo finden.

Theano. Und gerade setzen Sie uns bei der Stelle nieder, wo man das Meiste, die Theorie des Epigramms selbst, erwartet.

Demo-

Demodor. Die Theorie einer Blume? was ist Ihrem Geschlecht daran gelegen?

Theano. Wenn's mir indeß daran gelegen wäre —

Demodor. So werden Sie sie bei einem andern Blumenstrauß finden, der zu ihrer Entwicklung noch fehlte.

Theano. Ich freue mich darauf; lieber aber wäre mirs, diese einzelnen Stückchen geheftet und —

Demodor. Nur ja nicht, gedruckt zu sehen. Sie wissen, was ich von dieser schwarzen Kunst des ehrlichen D. Fausts halte. Denken Sie! eine gedruckte Blume.

Theano. Und woher haben Sie sie denn? haben Sie sie nicht auch vom

Druck her? und sähen Sie es nicht gern, wenn Ihnen unvermuthet Meleagers vollständige Anthologie gedruckt zugesandt würde? Denken Sie also, daß es mehrern ungriechischen Seelen bei dieser verpflanzten kleinen Anthologie seyn kann, wie es Ihnen bei der ursprünglichen Anthologie wäre.

Demodor. Der Seelen, glaub' ich, giebts nicht viel.

Theano. Rechnen Sie denn auf die Viele? Ei doch, ein Blumenstrauß für die Menge; der müste sehr bunt und vollwichtig seyn. Ich dächte, Sie sähen von der Seite ganz weg und hingen das Kränzchen für mich und meinesgleichen auf; was soll es da noch etwa zehn oder zwanzig Jahre in Ihren Papieren? Auch suchen Sie mir fein den Verfolg derselben auf,

damit ich das Chaos zersprenge und die armen Gefangenen aus dem Kerker erlöse.

Demodor. Worinn sie sich doch so wohl befinden. Aber weiter. Sie haben ja noch ein ganzes Archiv im Vorrath.

Theano. "Ob die Musik oder die Malerei eine größere Wirkung gewähre? ein Göttergespräch." Davon die Geschichte.

Demodor. Sie wird diesmal wie ein Mährchen lauten. Es war einmal eine Blumengesellschaft —

Theano. Ein Mährchen also aus den Zeiten der Provenzalen.

Demodor. Vielleicht. — In dieser Blumengesellschaft also wurden allerlei Spiele des Geistes getrieben und unter

andern auch Fragen aufgegeben. Diese Frage war Eine der ausgestellten und ich buhlte um den Preis —

Theano. Den Sie kaum werden erhalten haben.

Demodor. Also wenn Sie Blumenkönigin wären, würden Sie ihn mir nicht geben.

Theano. Höchstens drei Viertheile des Preises; vorausgesetzt nämlich, daß jeder Richter in der Welt nach Vourtheilen urtheilt und dies den Richterinnen noch viel mehr erlaubt seyn muß. Offenbar haben Sie, lieber Demodor, der Musik zu viel eingeräumet.

Demodor. Das ich nicht wüßte.

Theano. So etwas weiß der Liebhaber nie, aber der Philosoph sollte es wissen.

wissen. Sagen Sie mir: empfinden die Thiere Musik.

Demodor. Allerdings manche, ob sie sie gleich nicht menschlich empfinden.

Theano. Menschlich oder nicht: sie werden durch sie zu Gemüthszuständen aufgeregt, in die die Menschen vollkommner versetzt werden. Empfinden aber auch die Thiere etwas von dem Schönen nachgeahmter Formen?

Demodor. Nein.

Theano. Sie sehen also, daß die Musik einen Grad niedriger sei.

Demodor. Darum wirkt sie aber auch um so stärker.

Theano. Und wie wirkt sie? Sie regt das innre Organ der Empfindung auf;

aber

aber sie giebt der Seele durchaus keinen bestimmten Gedanken. Vielmehr läßt sie ihr, so lange sie ohne Worte ist, frei, was sie will, aus dem Schatz der Erinnerung zu holen und macht also in verschiednen Gemüthszuständen auch sehr verschiedne Effekte. Die zeichnende Kunst bestimmt ihren Gegenstand aufs genaueste; also ist die Wirkung, die sie macht, viel mehr die ihre, eine bestimmtere, menschliche Wirkung.

Demodor. Mich dünkt, das habe ich gesagt.

Theano. Angedeutet wohl; aber nicht so scharf bezeichnet, wie ichs wünschte. Im Grunde aber freilich bleiben beide Künste in den meisten Stücken gegen einander ganz unausmeßbar.

Demodor. Ausser sofern sie eine gemeinschaftliche Seele berühren und eben deßhalb halte ich, so wenig man mit allen Gegeneinanderstellungen je auf den Grund kommen wird, die Vergleichung selbst immer nützlich.

Theano. Ich auch; und ich wünschte, daß Sie solche zwischen mehreren Sinnen und Seelenkräften nach einigen sonderbaren Erfahrungen, auf die ich Sie zu einer andern Zeit bringen will, anstellten. Jetzt lassen Sie das Gespräch gut seyn und ich wollte auch nicht, daß sie meine Anmerkung einschalteten: sie würde das Gemählde des Gesprächs vielleicht zerstören und Gesichtspunkte zum weitern Nachdenken haben Sie gnug angeleget.

Demodor. In diesem andern Gespräch also werden Sie selbst, Theano, die Schieds-

Schiedsrichterin seyn, wie es hier die Muse mit den schönen Haarlocken auf dem Schoos Apolls war. Was haben Sie weiter?

Theano. Etwas, was mich nebst den Blumen am meisten vergnügt hat, Paramythien. Was bedeutet das Wort?

Demodor. Paramythion heißt eine Erholung; und wie Guys erzählt, nennen noch die heutigen Griechinnen, die Erzählungen und Dichtungen, womit sie sich die Zeit kürzen, Paramythien. Ich konnte den Meinen noch aus einem dritten Grunde den Namen geben, weil sie auf die alte griechische Fabel, die Mythos heißt, gebauet sind und in den Gang dieser nur einen neuen Sinn legen.

Theano. Ein schöner Name zu einer schönen Sache: denn Demodor, ich

wünsch-

wünschte, daß ich alle abgetragne, zu oft gebrauchte Mährchen der Mythologie wenigstens in einer neuen Absicht wieder kommen sähe. Ja mir wäre es lieb, wenn ich jeden schönen Gegenstand um mich her mit einer Dichtung aus alten Zeiten gleichsam zu verwandeln und neu zu beleben wüßte.

Demodor. Versuchen Sie es, Theano, und Sie werden unvergleichbar-schönere hervorbringen, als hier versucht sind. Wissen Sie, wie diese entstanden? Durch das Spiel eines Wettstreites auf einigen Spatziergängen.

Theano. Es scheint, Sie setzen die Geschichte Ihrer Blumengesellschaft fort.

Demodor. Ungefähr. Zwei Einsiedler gaben sich auf einigen ihren Spatziergängen Gegenstände auf, darüber eine Fabel, eine Dichtung oder was ihnen sonst

einfiele zu sagen. Ich war einer derselben, setzte auf, was gesagt wurde und so sind diese Erzählungen worden. In einigen werden sie noch Spuren des Wettstreites finden.

Theano. Ein Spiel, das nicht jedem glücken wird.

Demodor. Ihnen gewiß und ich sehe schon schöneren Paramythien über einige Ihnen geliebten Gegenstände entgegen. Niemals dichtet die Seele angenehmer als in solchen Spielen und ich wollte, wie schon Leßing bei der Aesopischen Fabel gesagt hat, daß man auch Kinder darinn übte. Die alte Mythologie würde ihnen durch diese Verwandlung lieb werden, ihre Erfindungskraft wird geschärft und ich habe Proben, wie naive Gedanken zuweilen aus der Seele eines Schooskindes der Natur, das alle Gegenstände

noch mit neuer frischer Liebe ansieht, lieblichen Knöspchen gleich, hervorkeimen. Da Sie diese kindliche Einfalt lieben, Theano, will ich Ihnen zu einer andern Zeit einige derselben mittheilen.

Theano. Und ich will versuchen, ob ich auch noch Kind seyn kann und mir einige Gegenstände jugendlich mahlen. Wenn nicht so Blumenreich —

Demodor. Das Blumenreiche gehörte hier zu den Gegenständen; sonst wäre es ein Fehler. Je schöner Ihre Dichtung seyn wird, desto weniger hat sie des Schmuks nöthig. Sie kennen das griechische Epigramm:

Schön bist du, Aglaja, die ringsum Alles verschönet,
Schön im Schmucke; doch nackt bist du die Schönheit selbst.

Theano. Hier sind Gespräche über die Seelenwandrung, die ich im deutschen Merkur schon gelesen habe.

Demodor. Sie sind hier sehr verändert. Ich habe weggethan, was auch nur von fern dem Widerspruch einer neuern Meinung gleich sähe; Theages und Charikles sprechen für sich, unbekümmert, ob jemand der Jetztlebenden oder Todten mit ihnen gleich denke. Auch erinnere ich mich nicht, die Gründe, die Charikles anführt, in irgend einer Schrift beisammen angetroffen zu haben. Auf wessen Seite sind Sie, Theano?

Theano. Sie wissen, daß ich mich gern der Unterdrückten annehme. So gern ich also mit Theages schwärme und seinen Gründen Gerechtigkeit widerfahren lasse: so, dünkt mich, läßt der warme

Mann

Mann seinen Gegner doch viel zu wenig ausreden, Ich will mich also an ihm rächen und Charikles Parthei verstärken.

Demodor. Durch ein viertes Gespräch, Theano? Das wäre recht in meinem Plan. Bemerken Sie, daß bis zu Ende hin Charikles mehr übertäubt als überzeugt ist und daß er nur so zu guter Letze d. i. zum freundschaftlichen Abschiede einen Ausweg findet. Setzen Sie also das Gespräch fort, Theano —

Theano. Kein Gespräch; Sie sollen aber von meiner Rache nichts wissen, bis Sie sie sehen. Hier ist Liebe und Selbstheit. Das Stück hat abermals einige Saiten meines Herzens getroffen, die sich so gern berühren lassen; ich habe Ihnen dafür schon gedanket. Aber Demodor, Sie werden plötzlich so nachdenkend —

Demo-

Demodor. Nichts Theano.

Theano. Hat mein Gespräch Sie auf einen dunkeln Weg gebracht?

Demodor. Nicht Ihr Gespräch, aber die Sache selbst; und die Einöde ist angenehm-traurig. Ich dachte den verschiednen Zeiten, Gemüthsfassungen und Situationen nach, in denen ich diese einzelnen, viele Jahre hin von einander entfernte Stücke aufgesetzt habe. Wo sind sie? sie sind wie ein Traum verschwunden. Wie Licht und Schatten streifen Phantasieen über den Weg unsres Lebens und wir —

Theano. Wir bleiben.

> Leid und Freude, sie gehn oder wir
> gehn sie vorbei.

sagt das griechische Epigramm. Ich will mirs merken und das, was in

mir

mir bleibt, immer mehr von dem Vorübergehenden zu unterscheiden suchen. So habe ich mir noch verschiedne ausgezeichnet, die mir hie und da gute Wegweiserinnen seyn werden. Sehen Sie diese Arbeiten auch so an, als Denkmale und Erinnerungen aus frühern Zeiten und überlassen Sie sie nun dem Shaftesburi'schen Amanuensis *): sie werden manchem wohlthun.

Demodor. Meinen Sie, Theano?

*) — his Amanuensis (for so he calls his Bookseller or Printer. Characteristicks Vol. II. Misc. 2. I.

Inhalt.

I. Blumen, aus der Griechischen Anthologie gesammlet, S. 1—98

II. Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, besonders über das Griechische Epigramm, 99—132

III. Ob Malerey oder Tonkunst eine größere Wirkung gewähre? Ein Göttergespräch, 133—164

IV. Paramythien. Dichtungen aus der Griechischen Fabel, 165—214

V. Ueber die Seelenwandrung. Drey Gespräche, 215—308

VI. Liebe und Selbstheit. Ein Nachtrag zum Briefe des Hr. Hemsterhuis über das Verlangen. 309—346

I.

Blumen

aus der griechischen Anthologie
gesammlet.

Erstes Buch.

Die Biene.

Blumenkostende Biene, warum verlässest du deine
süsse Blumen und störst sumsend der Liebenden Kuß?
Oder willt du mir sagen: o Freund, die Biene der Liebe,
auch ihr süssester Kuß drücket den Stachel ins Herz.
Ja das willt du mir sagen; geh hin zu deinem Geschäfte,
gute Biene, das sprach lange die Liebe mir selbst.

Die Rose.

Wenige Tage, so stirbt die Rose. Vorüber-
gegangen
ist sie; du suchest nun Rosen und findest
den Dorn.

An eine Schwalbe,

die auf dem Bilde der Medea nistete.

Gute Schwalbe, du flogst durch weite Länder
und Inseln;
Und nun nistest du hier auf der Medea
Gebild?
Traust ihr deine Kinder noch unbefiedert, und
hoffest,
Daß sie den Fremdlingen sei, was sie den
Ihren nicht war?

Die Nachtigall.

Fliehend den wütenden Nord, der mir die Zunge geraubet,
flog ich über das Meer, Boreas stürmte mir nach
Und schon sank ich; siehe, da nahm ein frommer Delphin mich
auf den Rücken und trug mich ohne Ruder davon.
Guter Schiffer, du trugst Philomelen und Philomele
sang vom Ufer dir nun ein Arionisches Lied.

Die Nymphe des Quells.

Schöpfe schweigend. "Warum?" So schöpfe nicht. "Und warum nicht?"
Nur dem stillen Genuß ström' ich erquickenden Trank.

Warnung.

Niemals öfne das Herz der Liebe. Findet es Amor
vest verschlossen; er fleucht leicht wie ein Vogel davon.
Aber öfnete sichs, und zog des brennenden Pfeiles
kleinste Spitze nur an, dränget er ganz sich hinein.
Fächle dir nicht die Seele mit Liebesträumen. Sie nähren
Gliederzehrendes Feuer, Seelenberaubende Glut.

Amor und Psyche.

Amor, quäle mich nicht! mir schwimmt in Flammen die Seele;
Oder sie hat ja wie du Flügel und flieget davon.

Der Schlaf.

Schläfst du Zenophila? süßes Geschöpf! o würd' ich auf deinen
holden Augen anjetzt selbst der Ambrosische Schlaf.
Ab legt' ich die Flügel und auch nicht Jupiters schönster
Traum sollt' lieblicher sich Dir o Zenophila nahn.

Der Kranz.

Heliodora, die Blume verwelkt, womit ich dich kränzte;
Heliodora du blühst, Blume der Blumen im Kranz.

Die Fessel.

Von ihrem Haupt zog Doris
ein einges goldnes Haar
und band mich an den Händen
ihr zum Gefangenen.
Ich lacht' der schönen Bande,
die, sprach ich, reiß' ich leicht;
doch ach! als ich versuchte,
war Eisen nie so hart.
Nun hab' ich aufgegeben
zu reißen sie, den Muth;
Unglücklicher, ich folge
wohin ihr Haar mich zieht.

Verkauf des Amors.

Man verkauf' ihn! Und ob er so süß im Schooße der Mutter
wie ein unschuldiges Kind schlummre; verkaufet ihn doch.
Er ist ungezogen, ein loser Bube, geschwätzig,
wild und böse, der ja selber die Mutter nicht schont.
Leichtgeflügelt und keck: er kratzt mit den Nägeln; er weinet
kläglich und wenn er dir weint, lacht er im Herzen dich aus.
Kurz, ein Ungeheuer. Verkauft ihn. Wo nur ein Schiffer
sein begehret, er nehm immer den Bösewicht hin.
Aber sehet, er weint! er fleht! Sei ruhig, o Lieber,
Glaubs, ich lasse dich nicht! Dich und Zenophila nie.

Das verschonte Kind.

Sehet, da stürzte nieder des Hauses Gipfel und traf doch
nicht das liebliche Kind, flog wie ein West ihm vorbei.
Milder Fels, du empfandst der Mutter Schmerzen; und o du
glückliche Mutter, der auch selber der Fels sich erbarmt.

Die Freundschaft.

Heliodorus, ja! Des Lebens grössester Schatz ist
Freundschaft; aber nur dem, der zu bewahren ihn weiß.

Die Grille.

Liebliche Grille, du wirst nun bey dem Hause des Acis
nicht mehr singen, du wirst nimmer die Sonne mehr sehn.
Denn du bist hinunter zu Pluto's Wiese geflogen,
trinkst auf Blumen daselbst zarten elysischen Thau.

Die Ungewißheit des Lebens.

Mensch, genieße dein Leben, als müssest morgen du weggehn;
Schone dein Leben, als ob ewig du weiletest hier.

Milch und Honig.

Göttin Svada und Paphia nehmt, o nehmet des reinsten
Dankes süßes Geschenk, das euch ein Bräutigam weiht,
Milch und Honig: den Honig für ihn, mit Blumen der Liebe
rings umkränzet; die Milch, für die unschuldige Braut.

Jupiter und Amor.

Jupiter schalt den Amor: "ich will die Pfeile dir nehmen!" —
"Donnrer, sprach er und ich mache dich wieder zum Schwan."

Das einzige Ziel der Hofnung.

Arm an Reizen ist unser Leben und dürftig an Freuden,
wenn wir die Sorgen nicht reißen aus unserer Brust.
Graue Haare pflanzen sie auf, dem grünenden Scheitel;
zehren der Menschen Gemüth wütend und wütender aus,
Daß oft Sterben seliger ist als jammernd zu leben,
daß der Arme beinah immer sich glücklicher fühlt.
Darum richte dein Herz zu Einem Ziele der Hofnung,
Andren gönne nicht Raum; Mäßigung heißet dies Ziel.

Anakreons Grab.

Um dich müsse mit vollen Beeren der frische-
ste Epheu
grünen! Es müssen um dich schönere Blu-
men erziehn
Diese Purpurwiesen! Es strömen Ströme von
Milch dir:
Ströme von süßem Wein dufte die Erde
dir zu,
Daß noch deine Asche, daß deine Gebeine sich laben,
O Anakreon, wann Asche der Todten genießt.

Der Tod.

Saon, Dikons Sohn, der Akanthier, schlum-
mert den heilgen
Schlaf hier; nenne ja nicht Sterben des
Redlichen Schlaf.

Hesiodus Grab.

Als im Lokrischen Hain der Hirt Hesiodus abschied,
wuschen im klaren Quell Nymphen den heiligen Leib
Und errichteten ihm sein Grabmal. Schäfer und Hirten
gossen zum Opfer ihm Milch und Honig hinan:
Denn das athmeten einst des Lebenden süsse Gesänge;
Musen, es trank der Greis euren reinesten Quell.

Leicht sey dir die Erde.

Gütige Mutter Erde, wer dir im Leben nicht Last war,
o den birgest du sanft: birg den Ausiganes so.

Der vertrocknete Quell am Grabe.

Nymphen, wo flohet ihr hin? Wo sind die rieselnden Wellen,
die hier flossen, die nie tilgte der brennende Strahl.
"Hin sind wir geflohen zum Grab' Agrikola's; weinend
kühlen wir da den Krug, der seine Asche bewahrt.

Sohn und Mutter.

Ach, was frommet es Kinder mit Mutterschmerzen dem Licht zu geben? Was hilft es uns, sorgend sie aufzuerziehn?
Meinem Sohn Bianor muß ich die Mutter ein Grab baun;
und ich hoffete, Er würde das Meine mir baun.

Der spielende Knabe.

Unbarmherziger Tod! Du hast dem Schoosse der Mutter
ihren Knaben geraubt, mitten im fröhlichen Spiel.
Zwar es spielet auch dort das Kind auf blumigen Auen;
aber der Mutter Herz hast du so bitter durchbort.

Der neue Stern.

Unter den Sternen wohnt mein Lieber; o daß ich der ganze
Himmel wäre, mit viel Augen dich anzuschaun.

Auf das Grab Hipponax, eines satyrischen Dichters.

Dies ist das Grab des Hipponax. Hinweg!
Wenn du ein Böser bist; doch bist du gut,
und guter Eltern Sohn; so setze dich
getrost darauf und willt du, schlummre auch *).

Der Neid.

Als der gekreuzigte Thrax an einem höheren Kreuze
hangen den Nachbar sah, biß er zusammen und starb.

*) Nach der Meynung der Griechen war es gefährlich auf einem Grabe zu schlafen.

Heraklitus und Demokritus.

Heraklit, wie würdest du jetzt das Leben beweinen,
kämst du wieder zurück in die geplagtere Welt!
Und Demokritus du, wie würdest jetzo du lachen,
kämst du wieder zurück in die bethörtere Welt!
Ich steh vor euch beyden und sinne, wie ich mit Weisheit
jetzt bedauren und jetzt könne belachen die Welt.

Das Schicksal.

Träget das Schicksal dich; so trage du wieder das Schicksal.
Folg ihm willig und froh; willt du nicht folgen, du mußt.

Die sterbende Tochter.

Weinend schlang die letzte der Töchter, die sterbende Myrtho
um die Mutter den Arm: "liebende Mutter, o bleib'
"bleib' bey meinem Vater und gieb mit besserem Schicksal
ihm eine Tochter, die euch spät noch im Alter erfreu."

Der Morgen- und Abendstern.

Wie der glänzende Stern des Morgens, warest du Jüngling
uns; den Todten anjetzt gehst du, ein Hesperus, auf.

Stimme eines Sohnes.

Grausam waret ihr Parzen, die mir die goldene Sonne
nur so wenige Zeit gönnten auf Erden zu sehn!
Ward ich darum gebohren, daß ich der Mutter für ihre
Schmerzen mit Kummer und Gram füllte das liebende Herz?
Denn mein Vater verließ mich einen Waisen in seinem
Hause; die Mutter zog, zwiefach an Sorge, mich auf.
Aber sie hat mir nicht die Hochzeitfackel getragen,
sah vom fröhlichen Sproß keine belohnende Frucht.
Unglückselige Mutter, dein Schmerz betrübt mich im Grabe,
daß ich im Leben dir keine der Sorgen vergalt.

Der Adler auf dem Grabe.

Göttlicher Adler, warum bist du dem Himmel entflogen
auf dies Grab und schaust kühn zu den Sternen hinauf?
"Plato's Seele bild' ich dir vor: sie flog zu den Sternen;
nur den heiligen Leib decket das Attische Grab."

Auf das Bild Sokrates, der die Unsterblichkeit der Seele lehrte.

Weiser Künstler, du gabst dem Bilde Sokrates Alles,
nur kein Leben; das hat Sokrates Seele allein.

Der Hauch des lebens.

Was ist unser Leben? Ein Hauch der näh-
renden Lüfte,
die mit dem Athem uns Dauer und
Seele verleihn,
Weigert uns die Mutter nur einen nichtigen
Lufthauch;
o so flieget der Geist schnell wie ein
Schatte davon.
Und wir Arme prangen mit uns und bilden
uns hoch ein,
die ein Athem der Luft nähret und wie-
der verweht.

Die vergebliche Furcht.

Warum mühest du dich und fürchtest immer
die Armuth?
Lebe mit der Vernunft und du bist nim-
mer arm.

Vergessenheit und Erinnrung.

Holde Vergessenheit und du des Guten Erinnrung,
Liebliche Schwestern, o macht beyde das Leben mir süß.
Du verdunkle das Böse mit deinem umhüllenden Schleier,
Du erneue das Glück mir mit verdoppelter Lust.

Der gute Ausgang.

Sey gegrüsset o Göttin, die alle Gerechten und Weisen
hoch verehren und weihn alle Bestrebungen Dir!
Ausgang heissest du, des Guten frohe Vollendung,
Tochter der Mässigung, ich weihe mein Leben dir auch.

Zweytes Buch.

Das wilde Wasser.

Aufgeschwollener Strom, woher? Wie kommest du hieher?
und verschwemmest so stolz brausend dem Wandrer den Weg?
Regentrunken taumelst du hin mit schlammiger, trüber
undurchschaulicher Flut, die du den Wolken entstahlst:
Brause, Stolzer! Es wird dich bald die Sonne verzehren;
O sie kennet, was Strom oder was Regen nur ist.

Abschiedwunsch an einen jungen Helden.

Adrastea begleite dich Jüngling, es trete dir immer
auf der leuchtenden Bahn Recht und die Billigkeit nach:
Denn ich fürcht' o Drusus, ich fürchte deines Gebildes
Schöne, deines Gemüths festen und göttlichen Muth,
Deine Klugheit und Glück. O Jüngling, Söhne der Götter,
die dir gleichen; zu bald neiden die Götter sie uns.

Hofnung und Furcht.

Zwo Göttinnen verehr' ich, die Hofnung und Wiedervergeltung:
Jene beflügelt den Wunsch, diese beschränket ihn mir.

Ein häuslicher Altar.

Nicht die Göttin des Volks; es ist die himmlische Venus
hier im Bilde, das ihr dankend Chrysogone weiht
in Amphikles Hause, mit dem sie Leben und Liebe
manche Jahre getheilt, täglich mit süsserer Lust:
Denn sie begannen mit dir, o Mächtige! Segen der Götter
wohnet immer um den, der der Unsterblichen denkt.

Die Seele.

Seele meiner Seele! Das bist du, Geliebte. Die Liebe
schuf zur Seele dich mir, bildete dich in mein Herz.

Das Schaaf, das einen Wolf nähret.

Wozu zwingest du mich? mit meinen friedlichen Brüsten,
statt des blöckenden Lamms, muß ich ernähren den Wolf.
Hirte, du wirsts erfahren, wenn du, wenn ich ihn erzogen:
keine Wohlthat und Gunst ändert des Bösen Natur.

Das Kind am Ufer.

Hier versank ein liebliches Kind. Dem Schoosse der Mutter
spielend entronnen, o Meer, zog es der trügende Glanz
Deines Schoosses hinunter: es trank die Welle des Todes
statt der zärtlichen Milch. Weh dir, Verführerin, Meer!

Die belohnte Wohlthat.

Hier zog einst ein Fischer mit seinem Hamen
ein Haupt auf,
schon der Haare beraubt, eines Ertrunke-
nen Haupt:
Und mitleidig grub er mit eignen Händen ein
Grab ihm
ohne Grabscheit. Tief gräbt er dem Ar-
men das Grab.
Siehe da glänzet Gold, ein vergrabner Schatz,
ihm entgegen —
Sey mitleidig o Mensch! Güte wird im-
mer belohnt.

Das Gold.

Gold, du Vater der Schmeichler, du Sohn
der Schmerzen und Sorgen:
Wer dich entbehret, hat Müh; wer dich
besitzet, hat Leid.

Aristodice.

Alle priesen dich einst, Aristodice, so glücklich:
denn du gebarest sechs blühende Söhne der Welt.
Aber es war dir Meer, es war dir Erde zuwider:
Drey erkranketen; drey liegen im Grunde der See.
Weine Mutter! es weint Philomele mit dir am Grabe,
und in der Tiefe des Meers weint Halcyone mit dir.

Die Beweinenswerthen.

Die beweine nicht mehr, die schon zur Ruhe gegangen,
die beweine, die stets fürchten den kommenden Tod.

Grabesstimme eines Kindes, das nach der Geburt starb.

Mutter Erd' und Mutter Lucina, ich grüß' euch beyde!
Diese half mir ans Licht: Jene bedecket mich sanft.
Und sonst kenn' ich keinen; unwissend, woher ich gekommen?
wessen ich war? und wer? Alles verschloß mir die Nacht.

Der Liebling.

Süsser Vogel, o du, den alle Grazien liebten,
der mit zaubernder Kraft wie Halcyone mir sang,
Hin bist du; dein lieblicher Geist gefälliger Sitte
wohnt nun Freudeberaubt in der verstummenden Nacht.

Die Wolken.

Arme Seele, wie lang', wie lange willt du den leeren
Hofnungen fliegen nach, unter die Wolken hinauf?
Kalte Wolken und leere Träume jagen einander,
geben den Sterblichen Nichts, Nichts Beglückendes hier.
Komm' hinunter und suche der Weisheit Gaben. Der Eitle
fange den leeren Wind, der nur die Leeren beglückt.

Die Wünsche.

Sterbliche sind wir und sterblich sind all' unsere Wünsche:
Leid und Freude, sie gehn oder wir gehen vorbey.

Der vergebliche Geiz.

Häufst du Schätze? was ists? Du wirst die
Schätze nicht mit dir
nehmen ins öde Grab, das sich des Na-
ckenden freut.
Und du verlierst das Beste; des Lebens Tage.
Die kannst du
Dir nicht häufen; sie sind dir von der
Parze gezählt.

Der junge Schiffer.

Auch ich habe beschifft des Lebens Wellen;
Aganax
ist mein Name; doch ich schiffet' auf ihnen
nicht lang'.
Wütender Sturm entstand; ich wollte trotzen
dem Sturme,
Unglückseliger! da rissen die Wellen mich hin.

Hoffnungen.

Menschen-Hoffnungen, ach ihr leichte Göttinnen! Da liegt nun
Euer Lesbus, da liegt Euer begünsteter Mann,
Der mit Königen stets und Huldgöttinnen gewandelt —
O ihr Hoffnungen, lebt, leichte Göttinnen, lebt wohl.
Schweigt ihr Flöten! er höret euch nicht und was ihr ihm singet,
ist: "er liege!" Der Tod kennet nicht Reigen und Tanz.

Das enge Grab.

Mensch, du siehest mich hier im schmalen Grabe begraben,
weit genug mir; es hat Crösus ja selber nicht mehr.

Die sterbende Tochter.

Liebend blickte die sterbende Tochter den stummen Vater
an und drückt' ihm die Hand: „Vater ich bin nicht mehr!"
sprach sie, zarte Thränen bedeckten ihr brechendes Auge
und den weinenden Blick schloß die umhüllende Nacht.

Grab der Schwester.

Wanderer, sieh das Grab der frommen Schwester, die traurend
um den Bruder erblich. Ach, da verdoppelten sich
Ihrer Mutter Thränen und alle Jünglinge weinten,
denen sie, unvermählt, allen noch Hoffnung war.

Die Lust zu leben.

Wer dem Jammer geweiht sein Leben träget, der kann nicht
sterben; er lebete ja, da er noch lebete, nie.
Nur dem Glücklichen, nur dem Reichen fället der Tod schwer
und zu frühe. Mit Lust gehet der Arme zur Ruh.

Der Hafen.

Falsche Göttin des Glücks und du süßtäuschende Hoffnung,
lebet wohl und betrügt, wen und wie lang' ihr ihn wollt.
Ich bin jetzt in dem Hafen, ein armer Mann; aber Freyheit
wohnet mit mir und Muth, reiche Bedrücker zu fliehn.

Die täuschende Hoffnung.

Wenn des Glückes Gefährtin, die süsse Hoffnung, zuweilen
auch die Sterblichen täuscht, oder mit Zögern gewährt,
Was sie gewähret; wohl! ich bin ein Sterblicher, zögernd
nähre sie lang' mein Herz, täusche mich lange so süß.
Gerne laß ich mich täuschen, und bin kein murrender Weiser;
"flieht ihr Sorgen!" so singt täglich Anakreon mir.

Die Zeiten des Lebens.

Eine Zeit ist zu spielen, die andre zu lieben, die dritte
auszuruhen; ein Thor, der nicht die Zeiten genießt.

Die Vertraute.

Liebe, getreue Flasche, du langgehälsete, gute, runde Seele, die mir öfters das Leben erfrischt,
Bacchus und aller Musen, auch selbst der Liebe Vertraute,
flüsternde Dienerin, mir sonst gar gefällig und hold —
Aber wie kommt es, Freundin? wenn ich mich fülle, so wirst du
nüchtern; und umgekehrt — heißt das gesellig gelebt?

An den irrdenen Becher.

Tränke mich, lieber Becher! Was du bist, war ich und werd' ich,
Erde; so tränke denn den noch genießenden Staub.

Ein Räthsel.

Wer ist die Göttin, die den Armen haßt
und lieber bey dem Reichen wohnet? denn
sie weiß zu leben, sitzet gerne weich,
geht sonderlich auf fremden Füßen gern,
und liebet Salben, Kränze, süssen Wein,
was alles ihr kein Armer reichen kann:
Drum flieht sie auch des Armen harten Tritt
und wohnt am liebsten — in des Reichen Fuß.

Antwort.

Des Glieder-lösenden Bacchus, der Glieder-lösenden Venus
Glieder-lösendes Kind — Podagra nennen sie mich.

Das Bild der Liebe.

Immer tönet mir noch im Ohr die liebliche Stimme,
immer schwebet da noch vor mir ihr weinendes Bild.
Weder Nacht noch Tag kann Ruhe schaffen dem Herzen,
dem die Liebe sich selbst ein in das Innerste grub.
Amors Boten, ihr Vögel, ihr könnt uns bringen die Liebe;
ach kein Fünkchen von ihr könnt ihr uns nehmen hinweg.

Die Geschenke.

Schönheit gab ihr Amor, die Huldgöttinnen den Liebreiz,
Mutter der Liebe, du gabst Gürtel und Alles ihr hin.

Ein Wunsch.

O daß ich wär' ein Lüftchen und du in Schwüle des Tages
würfst den Schleyer zurück, nähmst in den Busen mich auf.
Oder ich wär' ein Röschen und du mit niedlichem Finger
brächst vom Zweige mich ab, nähmst in den Busen mich auf.
Oder ich würd' der Lilie Duft, mit süsser Erquickung
überströmet' ich dich, athmete mich in dich ein.

Das Bad.

Cypris badete hier mit den Huldgöttinnen und Amor;
Dankbar ließ sie dem Quell Eine der Grazien hier.

Der zweyte Paris.

Rhodoklea, Melite und Rhodope stehen da vor mir,
Drey Göttinnen; es fehlt ihnen Unsterblichkeit nur.
Schweres Amt des Paris! Ich soll die Schönste der Schönen
krönen; so krön' ich denn — Schönste der Schönen, euch drey.

Venus und die Musen.

Cypris sprach zu den Musen: "verehrt o Mädchen, die große,
Cypris oder ich — rüste den Amor auf euch."
Und die Musen sprachen: o Schwätzerin, drohe dem wilden
Mars so; uns thut dein flüchtiger Bube kein Leid.

Die Verwandlung.

Jupiter ward zum Schwan, Neptun zum Rosse, zur Schlange
ward Gott Ammon; Apoll ließ sich zum Hirten hinab
Alles nur um Weiber, und oft, du Räuber des schönen
Ganymedes, so oft brauchtet ihr wilde Gewalt.
Schöner Evagoras, Du, Du sonder Trug und Verwandlung
fesselst, wer dich erblickt; Männer und Weiber sind dein.

Das Spiel.

Spiel ist unser Leben und Schauspiel. Murrender, lerne
spielen oder du trägst Schmerzen und Schaden davon.

Der Neider.

Der Neider hasset den, den Gott geliebt;
O Thor! er streitet mit den Göttern selbst
und sauget aus den schönsten Blumen Gift.
Den Gottgeliebten lieb' ich willig auch.

Der Neid.

Neid, du großes Uebel! Doch ist das Gute
noch in dir,
daß du mit eignem Pfeil selber das Herz
dir durchbohrst.

Drittes Buch.

Das Sinngedicht.

Nimm dies kleine Geschenk, o Piso, nimm
es mit Huld an;
kleiner Weihrauch ergötzt auch den erhaben-
sten Gott.

Der Lorbeerbaum.

Schonet meiner, ihr Trunknen, ihr brausen-
den Sänger der Liebe,
schonet meiner, denn ich bin ein jungfräu-
licher Baum.
Daphne hieß ich im Leben; des keuschesten
Jünglinges Armen
wand ich ergrünend mich los; schonet mein
heiliges Laub.

Sophokles Grab.

Schleiche dich sanft ums Grab, du immergrünender Epheu,
sanft um Sophokles Grab schlinge die Locken umher:
Rosenbüsche, pflanzet euch hin: mit glühenden Trauben
ziehe der Weinstock schlankgleitende Reben hinan:
Denn der weise Dichter, der hier schläft, hatte der süßen
Anmuth viel: ihm war Muse und Grazie hold.

Die Rose.

Liebliche Rose, du willt den Knaben kränzen? Er kränzet
dich o Blume; du bleibst immer dem Lieblichen nach.

Der kleine Gesang.

Wenig sprachst du Erinna und deine kleinen Gesänge
sind unsterblich: es deckt nie sie der Fittig der Nacht.
Indeß Myriaden unendlichschwätzender Sänger
schon der Moder benagt und die Vergessenheit drückt.
O ein kleiner Gesang des Schwans, wem tönet er nicht vor
allem Kranichgeschrey, das in den Wolken verhallt.

Auf ein Bild der Sappho.

Sinnend sitzest du da, du Biene süsser Gesänge;
Sehet im Bilde noch trägt sie zusammen ein Lied?

Aeskulap und Plato.

Zween Aerzte gab den kranken Menschen Apollo
Einen dem sterblichen Leib', Einen dem ewigen Geist,
Aeskulap und Plato. Du lebst o Stifter des höchsten
Staates *) nun in ihm selbst, oben im Reiche des Zevs.

Epiktet.

Ich war Epiktetus, ein Knecht und hinkend am Fuße;
arm wie Irus und doch waren die Götter mir hold.

*) Anspielung auf die idealische Republik des Plato.

Erinna.

Seht, die emsige Biene, die auf den Auen der Musen
jegliche Blüthe besucht, unsre jungfräuliche Braut
Raubt der Tod sich zur Gattin. Das weise, liebliche Mädchen
seufzte: "muß ich hinab? O du beneidenswerthes Grab.

Die Ungetrennten.

Heil euch, tapfre Männer, ihr glücklichen Freunde! Patroklus
und Achilles, die noch liebend die Asche vereint.

Anakreons Grab.

Mutter des allerquickenden Weins, jungfräu-
licher Weinstock
und der Rebe, die sich kräuselnd in Ran-
ken erhebt,
Winde dich, zart Gewächs, rings um Anakre-
ons Grabmal
reich an Trauben und klimm' oben zur
Säule hinan,
Daß der trunkene Sänger des Weins auch un-
ten die lange
Nacht sich kürze mit nie-schweigendem Cit-
tergesang
Von der Liebe Bathylls, daß der zur Erde ge-
sunkne
Greis zum Haupte sich noch glänzende
Trauben erseh
Und mit dem labenden Thau sich netze, der
von der Lipp' ihm
einst so holden Geruch süsser Gesänge
verlieh.

Das Todtenopfer.

Thränen bring' ich dir dar zum traurigen Todtenopfer
unter der Erde, wo du, Heliodora, nun wohnst;
Bittre, rinnende Thränen, das letzte, was Liebe dir geben,
was im Grabe dir kann geben ein trauriges Herz:
Denn ich klage dich schwer, o schwer betrübet, da du nun,
süsse Schattengestalt, unter den Todten wohnst,
Mir entrissen. Wo bist du, schöne Sprosse? wer hat mir
deine Blume geraubt? ach, der entstellende Staub.
Nun so fleh ich dich an, du allerbarmende Mutter
Erde, die sanfteste Ruh gönn' ihr in deinem Schoos.

Die Insel der Liebe.

Manche der Inseln nahm, statt ihres, den Namen der Menschen
an und pflanzte damit sich in des Ruhmes Gerücht.
Insel, nenne du dich fortan die Insel der Liebe,
Nemesis zürnt dir nicht, daß du den Namen erwählst:
Denn den du verbirgst, an deinem heiligen Ufer,
Ihm gab die Liebe Gestalt, wie sie den Namen ihm gab.
Deck' ihn sanft o Erde, den holden Knaben der Liebe,
und ihr Wellen, berührt leise sein ruhiges Grab.

Das Grab eines Landmanns.

Gütige Mutter Erde, nimm leicht und freundlich den alten
guten Amyntichus auf, der dich im Leben geliebt:
Denn er schmückte dich unverdrossen mit emsigen Händen;
Fluren von Oel und Wein kränzten sein friedliches Haus,
Reiche Saaten der Ceres und milde Gewächse belebten
seinen Boden, den Er tränkte mit frohem Genuß.
Darum decke nun sanft den grauen Scheitel und laß ihm
dankbar über dem Haupt Kräuter und Blumen blühn.

Die Grille.

Süsse Grille, die mich um meine liebenden Sorgen
oft schon täuschte, mir oft brachte den tröstenden Schlaf.
Ländliche Sängerin auf! mit deinen schallenden Flügeln
dir selbst Leier und Ton, singe was liebliches mir,
Daß sich meine Sorgen zur Ruhe senken, o singe
fröliche Sängerin, mir deinen frölichen Sinn
In die Seele. Ich will auch mit Thau, mit grünenden Knospen
dich beschenken; es soll ewiger Sommer dir blühn.

Erklärung der Liebe.

Und wie lange denn fliehn sich unsre Blicke? Wie lange
senden wir immer sie nur trunken verstohlen uns zu?
Laß uns sprechen! Die Liebe will offne Seelen. Und stört uns
ein hartherziger Mann, der uns die Sprache verbeut;
O so bleibet uns ja Ein Mittel. Laß uns vereinet
sterben. Liebe-vereint leben und sterben wir süß.

Die Ungenannten.

Wißt! Ich lieb' und werde geliebt und küß' und genieße —
Aber wer? und wen? wisse die Göttin allein.

Die Sängerin.

Beym Arkadischen Pan! Zenophila, lieblich entzückend
klingt dein goldenes Spiel, singet dein zarter Gesang.
Wohin soll ich? Von Grazien rings und Musen umgeben,
weiß ich nirgend zu fliehn, weiß ich zu athmen nicht mehr.
Und dann blick' ich dich an: der Blick wird Feuer: ihr Amors,
Musen, Grazien, rings-ringsum verzehret mich Glut.

Alles und Nichts.

Schau ich den Theron an, so seh' ich, was ich nur wünschte;
Schau ich ihn nicht; o wie ist mir denn Alles ein Nichts.

Die weinende Rose.

Schenke mir ein und ruf, ruf nochmals: Heliodora!
Mische den Namen süß klingend zum fröhlichen Wein.
Setze mir auf den Kranz, der noch von gestrigen Salben
duftet; es gab ihn mir ihre holdselige Hand.
Doch sieh da! es weinet an ihm die Rose der Liebe —
Gute Rose, du weinst, daß mir die Liebliche fehlt.

Das Auge.

Alles lieb' ich an dir; nur nicht dein lachendes Auge:
Warum freuet es sich, Chloe, nicht einzig an mir?

Die badende Venus.

Götter, ich wußt' es nicht, daß hier die rei-
zende Venus
badet. Siehe, da fließt nieder ihr seide-
nes Haar
Längs den Rücken. Verzeih o Göttin, zürne
dem Auge
des Unschuldigen nicht, der dich hier nak-
ket gesehn.
Aber es ist nicht Venus; es ist Rhodoklea; wie reizend
bist du Mädchen! Du hast Venus die
Schöne geraubt.

Das Bad der Grazien.

Grazien badeten hier; hinzu schlich Amor und
haschte
ihnen die Kleider; beschämt baden sie im-
mer noch hier.

Die Göttergestalt.

O Praxiteles, o Polykletus, seyd ihr gestorben?
lebet denn nirgend mehr Eure belebende Kunst?
Dieses duftende Haar der Melite, die stralenden Augen,
ihre Göttergestalt Einem Altare zu weihn —
Bildner, Künstler, wo seyd ihr? Das schönste Menschengebilde
kam vom Himmel, um uns Paphia selber zu seyn.

Auf das Bild der Venus von Praxiteles.

Nicht Praxiteles hat dich, Aphrodite, gebildet;
Wie du hier stehest, so standst Du vor dem Paris einst selbst.

Das Meer der Liebe.

Wohin ziehest du mich, du sanft hinschwimmendes Auge?
Ach du ziehest mich hin auf ein gefährliches Meer!
Wild sind die Wellen der Liebe: die Stürme der Eifersucht brausen
schrecklich; es wälzet das Herz Wogen auf Wogen hinan.
Und doch muß ich! Sie ziehen mich hin, die fließenden Schimmer;
Gute Götter, ich soll Scyll' und Charybdis noch sehn.

Polythea.

Drey sind Huldgöttinnen und zwo Göttinnen der Liebe,
zehen Musen; in dir, Myrtho, sind alle vereint.

Auf ein Bild des Amors.

Sehet den mächtgen Gott, den unentweichlichen Amor
hier im Siegel; er hält wütende Löwen im Zaum:
Und mit der andern Hand schwenkt er statt Geissel die Fackel
und viel Grazie lacht rings um das schöne Gebild'.
Menschentödtender Gott, mich schauert! Wenn du die Löwen
also zähmest; wie wirds menschlichen Herzen ergehn?

Das verschwiegene Lob.

Schön bist du o Jüngling, der schönste! Aber warum dies
sagen? Ich wiß' es allein, daß du der schönste seyst.

Das Grabmahl der Brüder.

Zween Brüder, Letous und Paulus lebeten beyde
nur Ein Leben; sie deckt nun auch Ein brüderlich Grab.
Leid und Freude trugen sie gleich: sie giengen zusammen
ins Bosporische Meer und der Proserpina Reich.
Lebet wohl, ihr süßen einträchtigen Seelen! das beste
Denkmal auf eurer Gruft wäre der Eintracht Altar.

Die Thränen.

Unter den Todten beweint ein jeder die Seinen; um Dich weint
Kleon, die Stadt und das Land; aber die Freunde noch mehr.

Mutter und Kind.

Meine Theonoë beweint' ich herbe; doch ließ sie
Ihrer Grazie Bild mir noch zum lindernden Trost,
Unsern Sohn; nun hat auch ihn die Parze geraubet:
Auch du hast mich getäuscht, freundliches, tröstendes Kind.
Göttin des Todtenreichs, o hör' die Thräne des Vaters,
lege der Mutter das Kind sanft in den zärtlichen Schoos,

Das Bild der Geliebten.

Meine Theodote; sie ist es lebend. O Mahler,
hättst du geirret! Ihr Bild täuscht mich nun immer mit Schmerz.

Die Ungetrennten.

Heliodorus starb und seine treue Geliebte
Diogenia gieng Eine Stunde nach ihm
liebend hinab, wo jetzt den Hymenäus sie singen
und hier beyde vereint zieren das bräutliche
Bett.

Das Grab der Ehegatten.

Wanderer, dieses Grab hat sich Agenor erbauet,
daß er in ihm einst sanft ruhe vom Leben aus:
Er und seine treue Kallipodia; das Grab wird
ihnen im Tode noch heiliges Ehebett seyn.

Das Gute des Lebens.

Wer könnt' ohne den Tod dich fliehn so Le-
ben? Du hast zwar
Tausend Uebel und sie meiden und tragen
ist schwer.
Aber du schenkst uns auch viel schöne Gaben,
die Sonne,
Meer und Erde, den Mond und die Ge-
stirne der Nacht.
Freylich ist Alles sonst voll Furcht und Schmer-
zen. Es schleichet
Jedes Glückes Genuß immer die Neme-
sis nach.

Todesfreude.

Freuest du dich des Todes von deinem Gesel-
len; ein andrer
wird des Deinen sich freun; alle gehören
wir ihm.

Das Alter.

Schwer zu tragen ists, das greise Alter; indeß gehts
leise vorüber und löscht leise die Sinnen uns aus:
Kommt unsichtbar und macht, was jetzt wir sehen, unsichtbar;
Ungesehenes kommt, Morgen für Morgen, ans Licht.
O des Menschenlebens in Wogen zerfließende Wogen!
Tage nach Tagen, sie gehn sanft in das Bette der Nacht.

Der frühe Tod.

Weine nicht o Mutter, daß ich zu frühe gestorben;
kurzes Leben ist ja kurzes verschwundenes Leid.

Die Schiffarth.

Eine gefährliche Schiffarth ist der Sterblichen Leben:
Oft ergreifet der Sturm unser gebrechliches Schiff,
Und das Glück am Ruder, es lenkt uns hieher und dorthin:
Zwischen Hoffen und Furcht schweben wir wechselnd umher.
Der hat glückliche Fahrt; unglückliche dieser und alle
nimmt Ein Hafen zuletzt unter der Erde uns auf.

Die Guten.

Suchst du Timarchus unter den Todten? Wo immer er seyn mag;
Unter den Glücklichen dort ist der Rechtschaffne gewiß.

Der Oelbaum.

Pallas Staude bin ich: was schlingt ihr, trunkene Trauben,
Euch um die Jungfrau? Ich flieh auch im Bilde den Rausch.

Der erstorbene Ulmbaum.

Mich den erstorbnen Ulm umkleidet jetzo die grüne
Rebe, die ich erzog, als ich noch grünte wie sie;
Jetzt leiht sie mir' Blätter. O Wandrer, thue dem Freunde
Gutes; es lohnet dich einst noch in dem Grabe mit Dank.

Viertes Buch.

Hellas.

Wie die Blumen die Erd' und wie die Sterne den Himmel
zieren, so zieret Athen Hellas und Hellas die Welt.

Homer.

Zeiten hinab und Zeiten hinan, tönt ewig Homerus
Einiges Lied; ihn krönt jeder Uranische Kranz.
Lange sann die Natur und schuf; und als sie geschaffen:
ruhete sie und sprach: "Einen Homerus der Welt!"

Sappho.

Sappho ist mein Name: ich habe die Weiber besieget
mit Gesange, wie euch Männer Homerus besiegt.

Pindar.

Wie die Tuba den Klang der kleinen ländlichen Flöte
übertönet: so tönt, Pindar, dein hoher Gesang
Ueber alle Gesänge. Vergebens trugen die Bienen
dir, dem Kinde, nicht schon Honig im Schlummer herbey:
Selbst der Mänalische Pan vergisset seine Gesänge,
singt statt ihrer anjetzt, Pindar, dein heiliges Lied.

Auf Jupiters Bildsäule von Phidias.

Eins von beyden! Entweder ist Zevs Dir nieder gestiegen;
oder du stiegest hinauf, Künstler, und sahest den Gott.

Plato.

Süsser Attischer Mund! Von allen Griechen die schönste
Rednerblume; wie Du blüht keine schönere mehr.
Denn du erhobst o Plato, den Blick zum Himmel und lehrtest
Gott uns, lehretest uns Tugend und Sitten und Recht,
Mischtest Samische Weisheit zum holden Sokratischen Becher,
gabst der erhabensten Muse die schönste Gestalt.

Der Sternseher Ptolomäus.

Sterblich bin ich und kurzes Lebens; doch wenn ich der Sterne
Bahnen meß' und zähl' ihre gedrängete Zahl,
Dann berühret die Erde mein Fuß nur; unter den Göttern
reichet mir Jupiter selbst seinen unsterblichen Trank.

Pythagoras.

Lernt o Menschen die schwerste Klugheit, stille zu schweigen,
lernt vom weisesten Mann, diesem Pythagoras sie,
Der wohl wußte zu reden und doch im Schweigen die größte
stärkendste Arzeney zur Zufriedenheit fand.

Die Spartanerin.

Als die Spartische Mutter den Sohn, entflo-
hen dem Treffen,
Waffenberaubet sah, stieß sie das Schwerd
ihm ins Herz,
Sprach: "Ich habe dich nicht, dich hat nicht
Sparta gebohren!
Lieber Söhne-beraubt, als den Entflohnen
zum Sohn."

Aeneas.

Als aus Ilions Brande der Held Aeneas
den alten
Vater rettete, sich eine heilige Last;
Rief er den Griechen: "schont! Dem Krieges-
gott ist der Greis hier,
schlechte Beute; dem Sohn ist er das
reichste Geschenk."

Das Grab Kallimachus.

Vater und Sohn Kallimachus ruhn im rühmlichen Grab' hier;
der durch Waffen und der durch Gesänge berühmt.
Nemesis zürne nicht. Wen Einmal die Musen ersahen,
ist bis zum weissen Haar ihnen ein zärtlicher Freund.

Bias Tod.

Hier hab' ich der Enkel den Vater Bias begraben,
dem der Jahre Schnee lange schon deckte das Haupt.
Feurig redet er noch für den Freund und legte sein Haupt mir
in den Schoos und entschlief, schlummernd den ewigen Schlaf.

Ajax im Grabe.

Als an Aeas Grabe der feige Phrygier prålend
stand und hönete; trugs Aeas im Grab' auch nicht.
Schrecklich rief er herauf vom Todtenreiche. Der Feige
bebte zitternd dem Ruf eines Erschlagnen und floh.

Das Grab der Familie.

Sich und seiner Gattin und seinen Kindern erbaute
mich Androtion; noch steh ich ein wartendes Grab.
Mög' ich es lange seyn; doch schlägt die Stunde des Abschieds,
wünsch' ich den Aelteren mir stets vor dem Jüngern voran.

Die schöne Fichte.

Wanderer, laß dich nieder an dieser Fichte. Du hörest
hoch im Wipfel des Baums spielen der Lüfte Gesang;
Und dort rauscht die Quelle, wo Pan gern flötet; er wird dir
bald mit ruhigem Schlaf schließen die Augen zu.

Auf eine steile Höhe.

Von der grausen Höh' hing unvorsichtig ein Kind einst
fast schon fallend hinab; siehe da schlich ihm nach
Seine Mutter und bot ihm die Brust und lockt es zurücke.
Gute Mutter, die ihm zweymal das Leben geschenkt.

Der Markt des Lebens.

Staune nicht an den glänzenden Markt des Lebens; doch geh auch
nicht vorüber; tritt an! Kaufe, was kaufen du kannst.
Und erharre der Zeit: sie ist die Göttin des Armen,
Was man heut theuer erkauft, giebt sie dir morgen umsonst.

Das Gebet.

Jupiter, Gutes gieb mir und wenn ich auch nicht darum bäte;
Böses wende von mir; fleht' ich auch sehnlich darum.

Das Grabmal der Ehegatten.

Wanderer, eile nicht! geh nicht unwillig vorüber:
denn nichts Trauriges schwebt um dies ruhige Grab.
Kindeskinder sah ich: mein liebes einziges Weib ward
alt mit mir und schläft hier an der Seite bey mir.
Dreyen Söhnen gaben wir Bräute und wiegeten fröhlich
ihr aufblühend Geschlecht auf dem verjüngeten Schoos,
Keines Tod beweinend, und keines Thräne bedaurend,
bis wir des Lebens Genuß tauschten mit ruhigem Schlaf.

Das mittlere Loos.

Nicht im Sturme besuch' ich das Meer; auch sollen mich seine
Spiegelwellen nicht mehr locken in Todesgefahr.
Allenthalben ist mittleres Loos dem Menschen beschieden,
Maas in Freuden und Leid lieb' ich als einziges Glück.
Lieb' auch Du es, o Lampis, und fleuch den Sturm wie die todte
Meeresstille; der West hauche dein Schiff in den Port.

Jugend und Alter.

Ach der fröhlichen Jugend! und ach des traurigen Alters!
Jener, daß sie so flieht; dieses, daß es so eilt.

Die Spartaner.

Im Lethäischen Kahn sah Pluto kommen drey-
hundert
Krieger auf Einmal: still landeten alle sie
an.
"Das sind Sparter, sprach er: sie tragen die
blutenden Wunden
keiner im Rücken, all' in der beherzten
Brust.
Ruht nun, Tapfere; satt des Krieges! Ruhet
in meinem
Schlaf aus, Männer des Mars, unüber-
wundenes Volk."

Timokritus Grab.

Dieses Grab bedecket den tapfern Timokritus:
o daß
Mars der Bösen und nie, nie doch der
Guten verschont.

Demokritus.

Wer ist dieser Weise? Demokritus ist es, der Alles-
Wisser, der die Natur forschte und for-
schend bezwang.
Selbst den dringenden Tod — drey Tage hiel-
te der Greis ihn
bey sich auf und ernährt' ihn mit gast-
freundlicher Kost *).

Natur des Menschen.

Wäre Menschen-Natur der Unsterblichkeit fä-
hig; du sähest
hier den edlen Kleanth nicht in dem Gra-
be verscharrt.

* Demokritus, der den Tag seines Endes voraus-gesagt hatte und noch gern seiner entfernten Schwester, die nicht eher zu ihm kommen konnte, die Freude, ihn zu sprechen, gönnen wollte, erhielt sich noch drey Tage durch den Geruch des Brodtes und starb sodann in ihren Armen.

Die Henne.

Liebe Henne, du triefst von Schnee und himmlischer Kälte,
da du mit Muttertreu wärmest das schlafende Nest.
Seht, sie ist schon erstarrt und deckt mit schützenden Flügeln
noch im Tode die ihr zärtlichgeliebete Brut.
O ihr Menschenmütter im Schattenreiche, Medea,
Procne, erröthet ihr nicht, wenn euch der Vogel erscheint?

Haus und Vaterland.

Haus und Vaterland sind Lebens-Reize; die andern
Sorgen der Sterblichen sind Mühe, nicht Leben mehr.

Grab einer Tochter.

Meine Tochter, so muß ich dir denn mit
traurigen Händen
statt des bräutlichen Betts zieren ein dun-
keles Grab.
Zwar du bist dem Leben und seinen Schmer-
zen entronnen,
da du als Jungfrau starbst; aber uns
lässest du Schmerz.
Unsere Tochter! die holde, zwölfjährige, zärtlich
an Reizen
wie ein unschuldiges Kind, aber an Tu-
genden alt.

Der Ausgang und Eingang des Lebens.

Nacket kam ich und nackt geh' ich einst unter
die Erde;
nackt von hinnen zu gehn, braucht es
wohl Kummer und Leid?

Auf eine Schöne, die im Nilstrom badete.

Als der Schönheit Göttin dich in den Wellen des Nilstroms
schwimmen sahe; "wer giebt, rief sie vom Himmel herab,
Wer giebt ohne Saamen der Himmlischen dort eine neue
Venus der Erde? Du, kühner Egyptischer Strom?"

Auf einen pantomimischen Tänzer, der die Rolle des Bacchus tanzte.

O Dionysus, wärest du einst im Olympus erschienen,
wie mit zaubernder Kunst Pylades heut dich getanzt;
Juno hätte gerufen, den Haß in Liebe verwandelt:
"Ich bin Mutter, nicht du Semele! Bacchus ist mein!"

Das Bild der Gerechtigkeit im Gerichtssaale.

Gute Gerechtigkeit, warum denn stehst du so traurig
hier? "Weil eben ich hier unter den Raubenden steh."

Myrons Kuh.

Kalb, was suchest du hier an meinen Brüsten und blöckest?
Milch verlieh sie mir nicht, Myrons erschaffende Hand.

Auf eine Quelle, die Olympias hieß.

Alexander der Held trank meine Welle. Sie dünkt ihm
Milch der Mutter. Zum Lohn nannt' er Olympias mich.

Die Jungfrau auf Sophokles Grabe.

"Wanderer, dieß ist Sophokles Grab; ihm setzten die Musen
deren Priester er war, seiner Unsterblichkeit Bild,
Eine heilige Jungfrau. — Mir, die sonst nur auf grünen
Sträuchen tanzete, mir gab er die goldne Gestalt,
Zog den leichten Purpur mir an; und seit er gestorben,
feyert dem Tanze nun mein sonst hüpfender Fuß."

Der Wandrer. Glückliches Loos des Mannes! Was will denn aber die Locke,
Die in der Hand du hältst? Welcher Bedeutung ist sie?

Die Jungfrau. Laß sie, wenn du Antigone liebst, der Antigone Locke,
oder Elektra's seyn. Beyde sind Gipfel der Kunst.

Auf die Bildsäule des Damostratus.

Wenn den Sinopischen Damostratus
Du kennest durch das rühmende Gerücht,
wie sechsmal er am Isthmus Kränze trug,
so schau ihn hier im Bilde. Nie hat fallend
der schöne Rücken je den Sand berührt.
In seinem Löwenantlitz sieh wie noch
die tapfre Streitgier kämpft. Es ist als spräche
Das Erz: o ließe dieser Platz mich loß;
den siebenden der Kränz' erräng' ich mir.

Der Spieß des Achilles.

Diesen Spieß, den Achill mit Hektors Blute geröthet,
stahl Ulysses. Umsonst! Ithaka sollt' ihn nicht sehn.
Wellen rissen ihn fort im Schiffbruch, trugen ihn hin zu
Ajas Grabe; das Grab klang von den Wellen und sprach:
"Schläfst du, Telamons Sohn? Hier ist der Spieß des Peliden!
Was dir die Griechen geraubt, giebt dir Posidon zurück."

Die Vergeltung.

Tapfrer Löw' ertrage! Du hast schon vieles ertragen.
Glaubs, kein Frevel geschieht, den nicht die Rache vergilt.

Leonidas.

Als der große Leonidas nun, ein williges Opfer, unter den Todten lag, sah ihn der Persermonarch:
Eilig warf er auf ihn den Purpurmantel. Der Todte
hub sich murrend und sprach: "Fleuch und entehre mich nicht
Mit dem Lohn, der Verräthern gebührt. Mich zieret im Grabe
Dieser Schild: ich geh wie ein Spartaner hinab."

Auf das Bild eines Richters.

Bild von Holze, wer bist du? Ich bin der nimmer bestochne
Ptolomäus; ich mag auch im Gebilde kein Gold.

Auf einen Helm,
den Ein Freund dem andern geschenkt hatte.

Ich der glückliche Helm, den doppelte Grazie schmücket,
Freunden ein holder Blick, Feinden ein furchtbares Erz,
War Palämons Helm, jetzt bin ich Piso's. Ein andrer
Scheitel ziemet mir nicht, wie ich nicht zieme für ihn.

Bund der Freundschaft.

Unsrer Freundschaft, Orest, der hohen himmlischen Freundschaft
letzter Zeuge sey hier dieser traurige Stein.
Dort auch will ich dich suchen; und du, wenn irgend es seyn kann,
trinke ja über mich nie den lethäischen Trank.

II.

Anmerkungen

über

die Anthologie der Griechen,

besonders

über das griechische Epigramm.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Beinah sollte man sagen, daß die griechische Blumenlese das Schicksal natürlicher Blumen gehabt habe: sie blühen, sie werden gesammlet und verwelken im Kranz. Könnte man nur auch hinzusetzen, daß so wie die unerschöpfliche Erde statt der verwelkten einen neuen Frühling blühender Kinder gebiert, auch die Hora der griechischen Sprache so freygebig gewesen wäre; fast aber ist nach dem Lauf des Schicksals auf unsrer Erde das Letzte unmöglich. Jede Sprache der gebildeten Völker genoß nur Einmal ihre schöne Zeit; war diese vorbey, so konnte zwar das Treibhaus ersetzen wollen, was die Natur erst gutwillig gab: immer aber waren diese spätern Kinder der Mühe

auch vom höhern Alter ihrer Mutter Zeuge. Sie standen nur da, um die kräftigere und blühendere Schönheit ihrer frühern Geschwister entweder zu erheben — oder zu verdrängen; nachdem es das Schicksal wollte. Beydes ist der Fall der griechischen Anthologie gewesen und so ist aus dem Blumengarten der alten Welt mit der Zeit ein wilder, überschwemmter Boden worden, auf dem das Beste neben dem Schlechtesten blühet.

Es ist Zeit, mein langes Bild zu enden und es in Geschichte zu verwandeln.

Anderthalb hundert Jahr vor Christi Geburt sammlete ein Asiatischer Grieche, **Meleager** von Tyrus einen **Kranz von Blumen** d. i. von den niedlichsten kleinen Gedichten seiner Sprache. Daß er ihn mit Wahl gesammlet habe, zeigen theils die Namen der Dichter und Dichterinnen, aus denen er zusammenlas, theils der zärtliche und feine Geschmack, der in seinen eignen Gedichten herrschet. Wenn man in der Zuschrift seines Blumenkranzes an seinen Freund Diokles die vier

und

und vierzig Namen lieset, deren Blüthen er brach, wenn man die Liebhaberey des Sammlers betrachtet, wie er die Art eines Jeden mit einer Blume vergleicht und wie eine Biene umherfliegt, das Süsseste aus allen zu kosten; und nun höret, "dieser Schatz sey nicht mehr da! er sey wahrscheinlich auf immer verlohren, so daß wir eine Reihe von Dichtern nur aus eben diesem Namenverzeichniß kennen; Dichter, die doch neben einer Sappho und Erinna, neben Anakreon, Plato, Alcäus, Simonides, Archilochus, Bacchylides, Theokrit u. a. stehen konnten, deren größter Theil uns abermals nur aus einigen kleinen Bruchstücken bekannt ist" — nimmt man diese Umstände zusammen und überdenkt, daß nur Einmal Griechen in unsrer Welt lebten; wer wollte nicht der Korona des Meleagers einen bedaurenden Seufzer schenken?

Hundert und funfzig Jahr nachher fieng Philippus aus Thessalonich an, einen ähnlichen Fleiß auf die Dichter zu wenden, die nach Meleager geblühet hatten. Die Namen einiger dersel-

ben, von denen noch Stücke zu uns gekommen, lassen uns abermals den Verlust der andern bedauren; um so mehr, da Meleager und Philippus auch Blumen ungenannter Dichter lasen, und wir also an beiden mehr verlohren haben, als selbst ihr Namenverzeichniß saget. Wahrscheinlich hatten sie Alles aufbehalten, was ihnen an kleinen Gedichten der Aufmerksamkeit eines guten Geschmacks werth schien.

Aber das Schicksal! Es richtete Anthologie gerade durch Anthologie zu Grunde. In der barbarischen Zeit Justinians lebte Agathias ein dritter Sammler. In sieben Büchern brachte er seine und andrer Dichter Gedichte zusammen, die später als Philippus, folglich seiner Zeit und ihrem Geschmack näher waren; was anders konnte erfolgen, als daß diese schlechtere Sammlung, deren Gegenstände und Vorstellungsart im Kreise des Jahrhunderts lagen, mit der Zeit die bessere ältere Reliquie in Vergessenheit brachte. Beide Sammlungen, Meleagers und Philippus würden vielleicht ganz untergegangen seyn, wenn nicht

ein

ein neuer Sammler wenigstens Reste von ihnen gerettet hätte.

Constantinus Kephalas im zehnten Jahrhundert war dieser vierte Sammler. Er hatte die Arbeiten seiner dreyen Vorgänger noch vor sich und — wählte. Wie er gewählt? wollen wir nicht entscheiden, und ihm Dank wissen, daß er nur Das und So viel gerettet hat, als wir haben. Freylich war Ers, der durch eine Anthologie aus Anthologien am meisten beytrug, diese zu vernichten: denn sein Vorgänger Agathias hatte doch wenigstens die Kränze seiner Vorfahren nicht aufgelöset und geplündert; gnug aber! auch seine Sammlung war uns beynah noch zu fern und kam erst durch den Dienst eines fünften Sammlers, wenigstens einem Theil nach, in unsre Hände.

Im vierzehnten Jahrhundert nämlich gab Planudes der Anthologie des Kephalas eine neue Gestalt: er ließ aus, er theilte ein, er setzte zwischen, wie es ihm beliebte; und diese Planudische Compilation, die in den Händen der Zeit

war, ward die erste, die den Druck erlebte. Ein einziges Exemplar der Anthologie des Kephalas hatte sich in die Heidelbergische Bibliothek gerettet, und fiel glücklicher Weise, noch ehe dieser Schatz nach Rom gieng, dem Salmasius in die Hände. Er nahm davon Abschrift: seine Abschrift vervielfältigte sich: man trug zu ihr allmählich hinzu, was man an einzelnen Stücken sonst entdeckte: man versprach, herauszugeben, man theilte einzelne Epigramme mit; bis endlich der, der es mit der wenigsten Bequemlichkeit thun konnte, am ersten zur That schritt, **Reiske.** a) Er gab einige Bücher der übrigen Anthologie des Kephalas heraus, bis sich endlich ein zweyter Meleager gefunden, b) der aus dem meisten, was uns

a) Antholog. graec. Lipſ. 1754. Leich hatte die carmina ſepulcralia herausgegeben, und die Erotischen Epigramme mußte Reiske in die miſcellanen Lipſ. noua zerstreuen, so daß wir also durch ihn, wiewohl ohne seine Schuld, nichts Vollständiges bekommen konnten.

b) Brunk Analecta veterum poetar. graecor. T. I—III. Argentor. 1777.

uns die Zeit gegönnet, und ihm sein glücklicher Fleiß zusammengebracht hat, einen reichern Kranz binden konnte. Wie Meleager hat er die Stücke wiederum nach Namen und Zeiten geordnet und da er so viel Verdienste um die Ausgabe Griechischer Dichter hat: so möge ihm das Glück auch noch die Handschriften der Anthologie, die in Rom und sonst in Italien liegen, bescheren, bis endlich eine glückliche Hand vielleicht in Konstantinopel oder einem griechischen Kloster die wahre Anthologie Meleagers, Philippus, Agathias finde. Blumen wollen wir dem Reisenden streuen, dem dieß kaum zu hoffende Glück würde!

Zu meinem Zweck mag es an dieser kurzen Geschichte der Anthologie gnug seyn; lasset uns sehen, was wir an dem, was noch da ist, haben.

Man ist gewohnt, sich unter der Griechischen Anthologie eine Sammlung von Epigrammen nach französischer Art zu denken, und wundert sich, wenn man die wenigsten Stücke eigentlich von dieser Gattung findet. Die Erwartung selbst aber ist offenbar der Entstehung des

Buchs

Buchs entgegen. Meleager sammlete Blumen, d. i. kleine Gedichte allerley Art; nicht Epigramme allein, noch weniger Epigramme von einer, der witzigen, satyrischen Gattung. Viele Dichter, die er nennet, und die Art, wie er solche charakterisiret, lassen uns daran keinen Zweifel. Wahrscheinlich gieng Philippus auf dieser freyen Bahn fort, da bey den Griechen so wenig, als bey den Lateinern die kleinen Gedichte genau von einander getheilt waren. Epigramme, Idyllen, Sentenzen, Sinnsprüche, zum Theil kleine lyrische Stücke, Elegieen, Fabeln und Mährchen lagen unter oder wenigstens so nahe neben einander, daß man bey einer Blumensammlug zum Vergnügen nicht eben kunstrichterisch unterschied. Fände man also auch in dieser Anthologie nicht, was man in ihr nach einer willkührlich gefaßten Idee allein suchte; vielleicht läßt sich unter alle dem Unrath späterer Zeiten, der in ihr zusammengefegt ist, noch etwas anderes und besseres finden, als man suchte. Und dieß andere Bessere wäre das ursprüngliche, das griechische Epigramm

gramm selbst, von dem ich zu sagen wage, daß seine Theorie auch von Lessing noch nicht eigentlich entwickelt seyn dürfte. Lasset uns unsern Weg so ruhig anfangen, als ob in Griechenland alle die schönen und rührenden Inschriften selbst uns zu sich lüden.

Sprache ist das Vorrecht des Menschen, und auch das Siegel, mit dem er sogern alles in der Natur bezeichnet. Wir genießen eine Sache nur halb, wenn wir unsern Genuß nicht ausdrücken, und entweder durch Sprache oder Schrift andern mittheilen können. Wenn auch niemand da wäre, der uns lese oder höre; wir sprechen, wir schreiben, gleichsam nur um Besitz von der Sache zu nehmen, und uns unsers Genußes zu vergewissern.

Ich genieße z. B. einen schönen Baum, eine reizende Gegend; warum spreche ich mit diesem Baum? was zwingt meine Hand, es auch denen, die nicht mit mir sind, zu melden? Der Baum hört mich nicht: den Abwesenden, dem

ich

ich den Reiz der Gegend beschreibe, interessirt sie nur sehr von fern; und doch ist in uns die Neigung da, unser Vergnügen zur Sprache zu bringen, und dieß klare Bild andern mitzutheilen. Woher dieser Trieb? und wozu legte ihn die Natur in das Herz des Menschen? Sein Ursprung zeigt seinen Zweck und der Zweck seinen Ursprung. Durch die Worte nämlich gewinnet unsere Empfindung gleichsam Form und Gestalt: unser Gefühl wird durch sie ein helleres Bild; dieß vermehrt und verfeint, ja gewissermaßen es verewigt unser Vergnügen, weil nur durch diese hellere Zeichen eine Erneuung und Reproduction desselben statt findet. Dieß, dünkt mich, sind die Zwecke dieses Triebes für uns selbst; die Zwecke für andere fallen mehr ins Auge. Bald ist es Geselligkeit und Freundschaft, bald die süße Lust des Ruhmes, bald ists die Absicht, durch eine angenehme Idee des andern Weisheit oder Freude zu vermehren — lauter Empfindungen, die sich zuletzt in das sanfte, aber sehr mannichfaltige Gefühl der Sympathie und Philanthropie

thropie

thropie verliehren. Zween also und zwar den tiefsten und edelsten Trieben im Menschen, der Neigung nämlich seine Ideen zu erhellen und zu erweitern, sodann seine Gedanken und Empfindungen andern mitzutheilen, verdankt wie jede Zuschrift, so auch insonderheit die kürzeste und künstlichste der Zuschriften, das Epigramm sein Daseyn.

Ich habe mein Beyspiel von einer fröhlichen Empfindung gewählt; bey traurigen Gefühlen wirkt dasselbe Bedürfniß, nur etwa noch reger und stärker. Ein Weinender will seinem Schmerz Luft machen; und so bald er ihn in Worte bringen kann, wird das drückende Weh seines Herzens ihm leichter. Sollte auch niemand seine Seufzer hören, oder seine Klagen lesen; gnug, sie zerrannen in Thränen, sie athmeten in Worte aus: dadurch erhellete und beruhigte sich die Seele. In Absicht auf andere ist ebenfalls die Neigung des Betrübten, Mitleiden eines gleichgestimmten Herzens zu erregen, stärker, wenigstens wirksamer, als selbst der Trieb der sich mitthei-

lenden

lenden Freude und Ruhmbegierde. Die Empfindung des Betrübten, der seine Seufzer mir zuhaucht, weckt menschliche Mitempfindung. Ich gehe einem Grabe vorüber, und nehme Theil an dem Unglücklichen, der diese Grabschrift setzte. Er vertraute sich dabey auch meinem Herzen an, und wie sollte ich mit ihm nicht gern wenigstens die Bürde eines Seufzers theilen?

Es erhellet von selbst, daß jeder Gegenstand der freudigen oder traurigen Empfindung seine eigne Art des Ausdrucks sowohl nach dem Gefühl des Empfindenden, als dem Standpunkt dessen habe, an den der Ausdruck gelangen soll. Allenthalben wird eine Exposition des Gegenstandes oder des Gefühls erfordert, mit welcher der Empfindende sich oder einen andern zu beruhigen gedenkt; nachdem nun aber der Gegenstand zusammengesetzt oder einfach, seltner oder gemeiner ist, nachdem er mehr den Verstand oder as Herz interessiret, u. s. nach dem allen wird sich die Inschrift richten, die der Seele des Empfindenden ein Bild geben, oder seinem Herzen

Luft

Luft machen, die dem Geist des andern das Object gegenwärtig, oder es seinem Herzen lebendig machen soll. Und so, dünkt mich, näherten wir uns unvermerkt einer Erklärung des Epigramms so fern es noch ohne alle conventionelle Kunst ist. Es wäre nämlich, psysologisch betrachtet:

Die Exposition eines Bildes oder einer Empfindung
über einen einzelnen Gegenstand, der dem Anschauenden interessant war,
und durch diese Darstellung in Worten auch einem andern, gleichgestimmten oder gleichgesinnten Wesen interessant werden soll.

Ein weiteres wird der Verfolg lehren; wir verfolgen noch unsern Weg unter den griechischen Inschriften.

Wenn ein Volk auf der Erde sowohl Gegenstände und Gelegenheiten, als jene schöne Redseligkeit, jene Humanität der Empfindung besaß,

die zum Epigramm gehöret: so waren es die Griechen, sie in allem Artigen und Schönen Lieblinge der Musen.

An Gegenständen und Anlässen zum Epigramm fehlte es keinem Volk weniger als ihnen. Sie genossen ein schönes Klima: sie hatten Verfassungen der Ehre und Freyheit: sie besaßen eine schöne Mythologie und eine Kunst, die sich um alles schlang, die alles verschönte; lauter Stücke, die das Epigramm insonderheit in seiner schlichtsten Gestalt vorzüglich liebet. Es liebt, sage ich, schöne Kunst in allen ihren Arten, eine einnehmende, biegsame Mythologie, die sich um Gegenstände der Natur mit angenehmer Dichtung windet, eine Verfassung der Ehre und Freyheit, ohne welche öffentliche Aufschriften nichts sind oder häßliche Lügen werden, endlich ein Klima, das nicht nur reizende Gegenstände insonderheit in der menschlichen Natur schaft, sondern auch, indem es auf die ganze Lebensart wirkt, jene leichte Empfindung giebt, die sich jedem gegenwärtigen Object durch laute Gedanken gern mittheilet.

theilet. Ich müßte einen großen Theil der Anthologie ausschreiben, wenn ich diese Stücke mit Exempeln belegen wollte.

Man sehe ein schönes Kunstbild, sey es Statue, Gemme oder Gemählde: scheint es nicht zu uns zu sprechen und zum Lohn für das Vergnügen, das es uns giebt, eine kleine Exposition dieses Vergnügens, ein Epigramm zu fodern? Wenn ich die Vorstellung des Ganzen in seinen Theilen verfolgt und alle Schönheiten der Theile in die Idee des Ganzen vereinigt habe; welches ist der natürlichste Ausdruck meiner Empfindung, als eine Aufschrift, die dieß schöne auf mich wirkende Ganze auch in Worten darstellt, und etwa zugleich eine kleine Spur der Empfindung nachläßt, wie ich dasselbe genossen habe. Ein schöner Theil der griechischen Anthologie hat also Epigramme auf Kunstwerke, c) deren viele so

c) Die schönsten derselben wird der Verfolg liefern, wiewohl auch schon einigen Epigrammen dieses Theiles offenbar Gemählde, Gemmen oder Statuen vorliegen.

ausdrückend, fein und zart sind, daß Künstler und Dichter oft zu wetteifern scheinen. Sie wetteifern nicht; der Dichter geht nur dem Künstler nach, indem er sein Werk entweder mit einem scharfsinnigen Gedanken ins Licht stellet, oder genau mit der Empfindung zu bezeichnen sucht, die der Künstler erregen wollte. Alle Epigrammen auf Statuen der Götter, der Helden, der Dichter, der Weisen gehören zu dieser Art; insonderheit scheint die zarte einfache Vorstellung der Gemme das Epigramm zu lieben. Es ist ein und derselbe Sinn, der diese Kunstwerke und ihre Exposition in Worten hervorbrachte, beyde also auch mit einem Siegel anmuthiger Einfalt bezeichnet. Ohne das schöne Symbol der Jungfrau auf Sophokles Grabe d) wäre das Gespräch nicht entstanden, das den Ruhm und die Kunst des Dichters so fein lobet, so treflich schildert.

Der

d) S. 95. Die Ausleger haben einen Bacchus statt der Jungfrau dahin gebracht, wodurch die Schönheit des Epigramms verlohren geht, und wovon der Text nichts saget.

Der Jupiter des Phidias, die Bildsäule der Niobe und Venus, die Kuh des Myrons, und so viele andere Kunstwerke, brachten jene zahlreichen Wendungen hervor, mit denen sie in der Anthologie fast bis zum Uebermaaß gelobt sind. Was von der bildenden Kunst gilt, gilt auch von den Grabmälern, den Tempeln und andern Gebäuden der Griechischen Einfalt. Wie viel Epigramme sind allein auf Bäder gemacht! wie oft ist der eine Gedanke von badenden Nymphen und Gratien gekehrt und verändert! Das Lob schöner Tänzer und Tänzerinnen, schöner Flötenspieler und Harfenschläger ist eben so wenig geschonet. Kurz, alle Musen und Gratien der griechischen Kunst schmücken sich mit diesen Blumen, so daß, wer für jene ein Gefühl hat, auch die Niedlichkeiten nicht verschmähen wird, die ihre Hände berührten.

Ich nannte die griechische Mythologie unter den Materialien des Epigramms und der Inhalt so vieler kleinen Spiele des Witzes bestätigt was ich sage. Sie war kein abstractes oder unverän-

derli-

derliches System, das allen Gattungen der handelnden und malenden Poesie wenig Stof geben könnte; sondern eine Reihe von Volkssagen, die durch Poesie und Kunst jedermann bekannt, mit allen Gegenständen der Natur und Gesellschaft verwebt und jeder neuen Wendung des Künstlers und Dichters fähig waren. Die Orphische Mythologie z. B. ist zu Hymnen vortreflich, in der Epopee und auf dem Theater, im Idyll oder Epigramm wäre sie unerträglich; da hingegen die Homerische, die Dichter- und Künstlerfabel alle schöne Gestalten annimmt, die ihr der Witz oder die Empfindung geben wollten. Was ist aus Amor und den Musen, aus Nymphen und Grazien nicht Alles gemacht worden! und wie nahe lag diese Mythologie dem gemeinen Leben, da beynah jeder Baum, jede Quelle, jede Gegend einem Gott oder einer Göttin verwandt war. Die Sagen von alten Verwandlungen kamen dazu und die Klagen der Progne, der Philomele, die Stimme der Echo, die grünende Daphne, der flötende Pan ließen sich auch im Epigramm sehen und hören.

ren. Dadurch bekam nicht nur jeder sonst todte Gegenstand Stimme und Leben; sondern es war auch die nächste Gelegenheit zu angenehmen Dichtungen gleichsam gegeben. Die alte Fiction dorfte nur fortgesetzt, gewandt, angewandt werden: so waad aus dem alten Mährchen ein neuer Gedanke, ein anmuthiges Lob, eine sich einschmeichelnde Lehre. Ein Volk, das keine alten Sagen hat, oder dem sie nicht gegenwärtig, oder bey dem sie barbarisch und häßlich sind, wird keine dergleichen National-Dichtungen über Gegenstände der Natur, Blumen, Bäume, Spiele, Künste, Geschäfte, in welche alle sich Götter gemischt hatten, haben. Setze man nun noch den regen Aberglauben hinzu, der diese Götter gegenwärtig glaubte und jeden Gott in seinen Beruf zog: dieser alte Hirt hieng seine Flöte dem Pan auf; jener alte Krieger seinen Helm dem Mars oder der Minerva: alle Geschenke, alle Dankopfer foderten wenigstens einige Worte einer erklärenden Zuschrift; abermals eine Menge Stof zu Epigrammen der schönsten Art. Die Anthologie hat viele dieser

Gattung: einige sehr simpel; aber in ihrer Simplicität auch noch jetzo reizend. Die Vorstellungen endlich, die man vom Todenreich hatte, welche schauerlich-anschauliche Bilder, welche traurigsüße Empfindungen erregen sie in jenen Grabschriften und Leichencerimonien, mit denen man die Verstorbenen schmückte! Gerade das Dunkle, in welches sich ihr Blick einschloß, trägt zu dem wehmüthigen Gefühl bey, das ihre Todenmahle für jeden sanftfühlenden Menschen umschwebet. Ein hellerer Blick, eine deutlichere Vorstellung vom Zustande nach dem Tode würde offenbar die Dämmerung vertreiben, die uns jetzt mit dem Wohnen im Todenreich oder unter den Sternen so wehe- und wohlthut. —

Von der Verfassung der Griechen, die auf persönliche Ehre und Freyheit gebauet war, mithin öffentliche Denkmäler und Siegeskränze, mithin auch Loblieder und Aufschriften auf dieselbe erweckte und werth hielt, darf ich nur kurz reden. Wo sind jetzt die Tempel und Bildsäulen unsrer Helden? wo sind die Aufschriften zu ihrem

Lobe?

Lobe? Die schönsten Gegenden Griechenlands bezeichneten Altäre der Götter und Heroen; auf den schönsten Höhen unsrer Länder steht das einzige öffentliche Denkmal, darum sich der Geist unsrer Gesetzgebung bekümmert, Galgen und Räder.

Endlich ein Klima, das allen diesen Gebäuden und Kunstdenkmalen, so wie ihren belehrenden Inschriften Dauer und Raum gab: ein Himmel, der die schönen Menschenbildungen weckte, die in leichten und regen Empfindungen des Tanzes, der Freude, des Witzes und der Gesellschaft lebten. — Doch da komme ich unvermerkt zu meinem andern Stück über.

II. Alle äußere Gelegenheiten sind unwirksam, wenn in uns nicht ein Trieb ist, sie zu nutzen und anzuwenden; glücklich, wenn das Aeußere dem Innern aufhilft, und das Innere sich dem Aeßern mittheilet.

Sowohl alte als neue Schriftsteller haben der leichten Geschwätzigkeit der Griechen erwähnt, die sie bey allen Empfindungen des Leides und der Freude zeigten; und so waren sie eben sowohl in Schrift als in Sprache. Lucian redet von einem, der in die knidische Venus bis zur Verzweiflung verliebt, keine Mauer, keinen Baum vorbey ließ, der nicht mit ihm hätte ausrufen müssen: die schöne Aphrodite. Mehrere Dichter spielen auf die allgemeine Gewohnheit der Liebhaber an, den Namen ihrer Schöne auf Blätter und Bäume zu schreiben, ihre Thür mit Kränzen und Blumen zu schmücken, sie mit Lobliedern und Versen zu beehren. Ein Theil der Anthologie enthält dergleichen süßes Geschwätz der Liebe. Da sind feine Lobsprüche und Schmeicheleyen, Erklärungen und Geschenke in mancherley Gestalt: bald Wendungen aus der Mythologie, bald kleine Umstände aus dem Umgange oder von der Person des Geliebten. a) Schlaf und

a) Daß ich Strato's Muse und einen guten Theil der Kephalischen Sammlung unter diesem Lobe nicht

und Fliege, Licht und Salbe, Kranz und Saitenspiel geben dem verliebten Meleager Anlaß zu Tändeleyen, voll Witz und Empfindung. Der Schmerz der Griechen war eben so geschwätzig, als ihre Liebe und Freude. Konnten sie einen Geliebten der Asche geben, ohne noch im Grabe mit ihm zu sprechen oder ihn sprechen zu lassen, aus dem Grabe? Manches Todendenkmal ist daher eine kleine Elegie, der die Aufschrift und Kürze, Ründe und endlich den sanften Schluß giebt, den man von Gräbern so gerne mitnimmt. Ihre **Vaterlandsliebe** und **Ruhmsucht** war nicht weniger arm an Denkmalen voll dichterischer Sprache. Sollten sie auch die Geschichte verändern — wenn die Veränderung nur ein schönes

Bild,

nicht begreife, wird jeder mir ohne Erinnerung glauben. Die erste hätte gar nicht dürfen gedruckt werden; und überhaupt ist aus jeder, selbst der Planudischen Anthologie für junge Leute, ja für jeden Verständigen ein Auszug nothwendig. Die Auszüge, die man bisher hat, wenigstens so viel ich deren kenne, sind ohne Geschmak und Wahl, ohne Zweck und Reize.

Bild, eine glückliche Schmeicheley dem Ruhm ihrer Nation gab. Den Körper des Leonidas, z. B. hat Xerxes nie mit seinem Purpurmantel bedeckt; der Geschichtschreiber erzählt uns vielmehr von einer grausamen Behandlung, die der despotische Asiat dem Leichnam seines Feindes bewiesen, was thut das aber dem Dichter? a) Leonidas ist sein Held und der griechische Stolz wünschte den Persermonarchen auch vom nackten todten Helden mit seiner Anerbietung verschmäht zu sehen. — Aehnliche Züge des dichtenden Nationalruhms zeigen sich nicht nur in Inschriften und auf dem Theater der Griechen, sondern selbst in ihrer Geschichte.

Dieser Liebe zu reden, auch auf öffentlichen Denkmälern zu reden, kam nun ihre Sprache so sehr zu statten, daß Musen und Grazien sie gleichsam ausgedacht zu haben scheinen. Ich schweige

a) S. 97.

schweige der einfachen Buchstaben und der sanften Mischung von Vokalen und Consonanten, die auch auf Denkmälern eine Aufschrift so lesbarer macht, als es die Unsre nie werden kann; ich will hier nur vom poetischen Wohlklange derselben zur Inschrift reden. Wie biegsam ist sie zu jedem Bilde, zu jeder Empfindung! wie biegsam insonderheit zu dem schönen Maaß, das sich das Epigramm gewählt hat! Hexameter und Pentameter winden einen Kranz in Worten, wie sie dem Ohr in Sylben einen vollendeten Rundtanz geben. Welche Sprache kann sich solcher Sylbenmaaße rühmen? Selbst die Römische nicht; und in der Deutschen versuche man es, wie manche Mühe die Uebersetzung eines Epigramms, insonderheit in seinem Pentameter koste. Unsre Prosodie starrt von einsylbigen unbestimmten Worten: Hiatus sind in ihr fast unvermeidlich, und wenn der Vers seine Flügel mit fröhlichem Spiel auf- und zuschlagen soll: so schleppt sie sich oft in mühsamem Gange daher, treu dem Himmel, unter dem sie ertönet. Den Griechen hatte die Muse

gegeben,

gegeben, mit offenem Munde zu reden; Gesang floß von ihren Lippen: Gesang spricht auch von ihren Steinen. Und wie das Epigramm, so hatte jede Gattung der Gedichte ihr Sylbenmaaß, dem die Nachfolger älterer Dichter gern treu blieben. Die Epopee tönte im prächtigen Hexameter daher: das Theater gieng den Tritt des Kothurus auch in Sylbenmaaßen der Gespräche und Chöre: das Lied Anakreons hatte seine liebliche Weise; wer könnte eine schönere zu ihm erfinden? Lehrgedichte und Idyllen sprachen in einem ernsthaften oder sanftern Hexameter: die Elegie weinte in einem süßgebrochenen Fall der Töne und das Epigramm schloß sich an diese, wahrscheinlich weil seine erste und gemeinste Materie traurigen oder zärtlichen Innhalts, Schrift auf Gräbern oder Seufzer der Liebe waren. Indeß auch dem frohesten Inhalt kann sich das Sylbenmaaß des Epigramms anschmiegen: Der Hexameter giebt ihm Aufflug, Fülle und Würde, der sodann der Pentameter zwischen tritt, und sie zu einer sanften Ründe, zu einer vollendenden Kürze umbiegt,

oder wie ein Pfeil in die Lüfte versauset. Glückliche Sprache, die so vollkommene, ihr zur Natur gewordne Gedankenformen in sich hat! der wilde Dichter wird von ihnen in Schranken gehalten, und auch der mittelmäßige auf ihren Schwingen gehoben. Die Anthologie ist Zeuge, wie sehr sich die witzigen Griechen an dieser Form übten, wie oft sie Einen und denselben Gedanken mit einer neuen Wendung zu sagen versuchten.

Endlich das sanfte Maaß der Menschlichkeit, das dieser wohlgebildeten Nation in ihrem gemäßigten Himmelsstrich zu Theil worden war; es wirkte auf ihre Poesie im Größten und Kleinsten. Die Seele des griechischen Epigramms ist Mitempfindung. Man muß einen Gegenstand genießen, ihn mit Liebe oder Ruhe anschauen, ihn gleichsam mit- und durchempfinden können, damit er in und aus uns rede; auch hierinn, wie in manchen andern, ist die Poesie eine Schwester der griechischen Kunst. Sowohl zur Her-

vorbringung als zum Genuß beyder ist jene Ruhe, jenes stille Mitgefühl, kurz eine sanftumschriebene heitere Existenz nöthig: denn es ist der unerreichte Vorzug der griechischen Kunst und Dichtkunst, daß beyde gleichsam nur für sich dastehn, und wie die Werke der Natur sich in ihrem Innern genießen. Die Sprache der Kunst, das Epigramm, konnte von keiner andern Art seyn: in seinen schönsten Stücken stehet es eben so bescheiden da, in sich vollendet und glücklich.

Auch bey der Wahl der Gegenstände zeigt sich dieß sanfte Gefühl der Menschlichkeit, das ein gleiches Mitgefühl fordert. Wie schöne Epigramme hat die Kindes- und Mutterliebe gedichtet! wie zart empfunden ist das Schicksal des Menschen in seinem kurzen und wandelbaren Leben, endlich in seinem Abschiede von allem, was ihn liebte! Selbst wo diese einzelnen Stimmen nur Sentenzen sind, rühren sie durch ihre traurige Wahrheit, wie die Stimme der Nachtigal auf einem Grabe. Allem theilt sich dieß Gefühl der Humanität mit, allem, was den Menschen

ums

umgiebt, was ihn erfreuet oder quält, was ihn lehrt, oder was ihm dienet. Der Vogel und der Delphin, die Henne und die Cicada, die Biene und ihre Rose empfangen den Gruß des Epigramms; selbst unbelebte Wesen werden mit Liebe belebet. Für den sanftern Menschen sind also diese kleinen Gedichte eine Schule geselliger Empfindung, und wie manches hätten wir auch sonst in den Besten derselben zu lernen! —

Ich würde mir selbst viel zu lange über das griechische Epigramm geschrieben haben, wenn das, was ich sage, nur diese einzige Dichtungsart gölte. Nun aber sind mehrere mit ihr so enge vergeschwistert, daß ich auch über sie noch ein Wort hinzufügen muß, zumal die alte Anthologie sie gemeinschaftlich in ihren Schooß aufnahm.

Die Griechen hatten zwo Arten kleiner Gedichte, deren eines sie ειδος, das andere ειδυλλιον, Bild und Bildchen nannten: von beyden hat die Planudische Sammlung einige

Stücke; die Anthologieen Meleagers und Philippus werden ohne Zweifel mehrere gehabt haben. Vom ersten Namen, sofern er kleine Gedichte gilt, sind die Lieder Anakreons die bekanntesten: sind sie Epigramme oder nicht? und was scheidet beyde Arten?

Wenn ein kleines angenehmes Gedicht auf einen einzelnen Gegenstand mit einem naiven oder witzigen Ausgang ein Epigramm wäre; welche schönere Sinngedichte gäbe es, als manche Anakreontische Lieder? Ein Theil von ihnen liebt die Antithese und schließt sogar mit ihr: ein anderer enthält Dichtungen mit einem unerwarteten Ausgange; ein dritter giebt sogar eigentliche Gemählde des Bechers, des schwimmenden Stiers, fröhlicher Städte, des Bathylls, der Freundin; und doch fühlt jedermann, daß keins von diesen Stücken ein Epigramm sey, selbst nicht in der naivsten griechischen Weise. Das Sylbenmaaß macht den Unterschied nicht allein; sondern — was denn? der ganz andre Ton des Stücks sowohl in Schilderung des Gegenstandes, als im

Gange

Gange der Empfindung. Hier ist kein so einfacher Gedanke, keine so simple Darstellung mehr; auch bey den einfachsten ist außer dem fröhlichen, lauten Aufruf offenbar eine mehrere Auflösung der Züge, kurz ein lyrisches Gemälde, das zwar in ein Epigramm verwandelt werden kann, aber selbst kein Epigramm ist.

Das Idyll der Griechen erscheint bey Bion, Moschus und Theokrit, insonderheit bey den beyden ersten, in einer Vielfachheit, die manchen Gesetzen neuerer Kunstrichter Trotz bietet. Bald ists ein Todtengesang voll heiliger Gebräuche, voll heftiger, trauriger, schmerzlicher Affekten; bald wiederum eine ruhige Empfindung; jetzt ein Seufzer, jetzt ein Gebet, jetzt eine Dichtung mit einem so witzigen Ausgange, daß zum Epigramm ihm nur Sylbenmaas und Kürze zu fehlen scheinen. Indessen ist keins derselben ein Epigramm wie z. B. der pflügende Amor von Moschus es offenbar ist und seyn sollte.

Auch Fabeln giebts in der Anthologie, die sich in ihr nicht nur der Kürze und des Sylben-

maaßes, sondern auch ihrer ans Epigramm grenzenden innern Art wegen erhalten haben: denn wie leicht und bald kann eine Geschichte oder Fabel, die die Ründe und Kürze des Epigramms hat, auch der Gestalt nach ein solches werden! Man darf die Geschichte nur etwa als Inschrift auf den Ort ihrer Begebenheit beziehen und in ihr eine allgemeine Lehre anschaulich machen: so ist die Fabel Epigramm und das Epigramm eine Fabel.

Die moralischen Sinnsprüche endlich, deren auch in der Anthologie eine reiche Sammlung ist — aber gnug! Der Unterschied dieser kleinen Gattungen und die Theorie des Epigramms selbst erfodert Manches, das dem Leser angenehmer seyn wird, wenn ers mit der fortgesetzten Blumenlese selbst im folgenden Theil beysammen findet.

III.

Ob
Malerei oder Tonkunst
eine größere Wirkung gewähre?

Ein Göttergespräch.

Die Musen wußten nicht immer, wovon sie sprechen sollten und so kamen sie auf Streit über ihre gegenseitigen Vorzüge und auf den Werth ihrer Künste. Einsmals gabs eine dergleichen Confabulationen zwischen der Muse der Malerey und Tonkunst, von der ich durch geheime Nachrichten ein Wörtchen vernommen habe und die ich wieder erzählen will, weil Vater Apollo dabey das Präsidium führte. Der alte Jüngling saß unter seinem geliebten Lorbeerbaum und hatte die jüngste und liebste seiner Töchter, die Poesie, im Schooße. Ihre beyde ältern Schwestern saßen zur Rechten und Linken vor ihr und stritten über die Frage: welche von ihren Künsten, ob Malerey oder Tonkunst die meiste Wirkung auf menschliche Seelen habe?

Ohne Zweifel die Meine, sagte die Muse der Malerey, denn das Reich meiner Wirkung

so weit und umfassend als Himmel und Erde. Alle Gegenstände der Welt sind mein. Ich kan die Seele mit dem Blitz des Himmels schrecken, und mit den schönsten Aussichten der Erde aufheitern. Ich erschüttre sie mit drohenden Felsklippen und erweitere sie durch den Blick des unendlichen Meeres. Alle Leidenschaften stelle ich dar: ich bilde sie in sprechenden Gestalten, ich grabe ihren Ausdruck in die Seele — giebts eine weitere größere Wirkung?

Obs eine weitere und umfassendere gebe? weiß ich nicht, antwortete die Tonkunst, aber, daß es eine tiefere, innigere, stärkere gebe, davon, glaube ich, ist meine Kunst Probe. Du hast ein großes Reich, Schwester, aber in dem großen Reich wenige Kraft, denn du bist überall nur über die Oberflächen der Dinge verbreitet. Viel Gegenstände hast du, das ist unläugbar; du kanst aber von allen nichts als die äussere Ansicht, die Gestalt des Spiegels geben. Auch von den tiefsten, unergründlichsten Gegenständen giebst du nicht mehr, und wirkest also mit sehr vielen Materialien

terialien nur sehr wenig. Ich hingegen (erlaube, daß ich mich meiner Armuth rühme und über meinen Mangel stolz bin) ich mit meinen sieben armen unscheinbaren Tönen, die nirgend pralen, die allenthalben nur stille verborgen liegen, mit ihnen bewege ich jedes fühlbare Herz; ja mit ihnen bauete und erhalte ich die Welt. Auf den Klang meiner Leier ordneten sich alle Dinge, auch deine schönsten Gestalten: nur das Verhältniß meiner Töne machte sie zu dem, was sie sind, und wodurch sie wirken. Ich gebe also mit wenigem viel; durch einige unsichtbare Wellen umringe ich das Herz unmittelbar, dringe zu ihm und reisse es fort: denn alle Saiten der Empfindungen sind meine Saiten; auf ihnen spiele ich, nicht auf diesen erzitternden Fäden des armen Instrumentes. Siehest du, daß unser Vater Apollo den Pinsel führe? aber die Citter führt er, denn Musik ist die Kunst aller Künste —

Der Vater Apollo wollte, daß sie ihn aus dem Streit ließen: denn, sagte er, ihr seyd beyde meine Töchter, und ich führe ausser der Citter ja

auch die Sannenpfeile, in denen alle Stralen der Farben und Schönheit liegen. Also, meine Tochter Malerey, vertheidige dich besser; jetzt scheinest du noch überwunden. Von Wirkung, nicht vom Umfange der Kunst, war die Rede.

Die Malerey that also den zweyten Lauf. Eben meine Wirkung, Vater, ist über allen Widerspruch die reinste und klärste, die erhabenste und daurendste Wirkung. Meine Schwester hatte Ursach zu sagen, daß ihre Töne unscheinbar, d. i. dunkel in einander liegen: sie und ihre Wirkung sind allerdings sehr dunkel. Kann jemand wohl, was Töne sagen wollen, sagen? reden sie nicht die verworrenste Sprache von Halbempfindungen, die sich unsrer Seele immer zu nähern scheinen und sie nie fassen; die immer wie Sand oder Wellen des Meers uns umspühlen, uns umrauschen und nie ihre Wirkung in uns nur halb vollenden. Vorüber sind sie, wie der Bach, wie das Lüftchen und wo ist nun ihr Bild? wo ihre Stimme und Sprache? Ich hingegen darfs rühmend wiederhohlen, mache die bestimmteste, klär-

ste, daurendste Wirkung. Meine Formen sind auf eine reine Weise da; man weiß doch und behält, was man an mir siehet. Man behälts nicht bloß im Gedächtniß, sondern im Blick, vor den Augen der Phantasie und der spätesten Erinnerung. Ich schreibe und zeichne mit dem Sonnenstral; meine Wirkung ist auch wie das Licht der Sonne ewig. Hat jemand Eine der himmlischen Erscheinungen Raphaels und seiner Gesellen auch nur wenige Augenblicke gesehen; die Formen die Gestalten bleiben in ihm. Er ist in unserm Himmel gewesen, hat Göttinnen und Götter erblickt, hat das Ambrosia ihrer Lippen, den Duft ihres Schleiers, den Glanz ihres Antlitzes genossen und gekostet; die Bilder, die Eindrücke und Gedanken vergehen ihm nie! — Dahingegen du arme, auf drey Saiten umherirrende Muse — —

Meine Schwester, fiel die bescheidene Tonkunst ein und that einige linde Griffe auf ihrem Saitenspiel, meine Schwester malt wieder reich, statt daß sie (wovon hier die Rede war) tief und bewegend ihre Wirkung andeuten sollte. Niemand

mand läugnet dir, daß Linie, Linie, und Farbe, Farbe sey, daß man sie mit Augen sehen und wenn man Zeit hat, sie so lang sehen könne, als man will; aber sehen ist keine Rührung, das klärste und daurendste Erkennen ist noch keine Empfindung: vielmehr ist bekannt, daß jenes diese immer in einem gewissen Grad hindre: denn eben die Kälte, mit der man betrachtet, macht klaren Begriff. Du schreibst mit dem Sonnenstrahl, aber auch nur ins kalte Gedächtniß. Selbst die Begeisterung, mit der du, glänzende Schwester, von Göttern und Göttinnen, von Duft und Ambrosia sprachst, ist nur Feuer der Phantasie, nicht des Herzens und der Empfindung. Keiner deiner Lieblinge ist bey uns im Himmel gewesen; er mahlte immer nur Menschen, und es ist gar nicht denkbar, daß nicht immer noch tausend schönere Menschen auf Erden gelebt haben und leben werden, als einer deiner Mahler sie mahlte. Diese kopirten sich unaufhörlich, setzten oft, wo sie am meisten ideal seyn wollten, Ungeheuer auf einander und wurden bey allen sogenannten Götter-

und

und Heldenformen, zuletzt so enge und armselig, daß das, was du mir unrecht vorwirfst, vielmehr von ihnen gölte: sie klimperten auf einem Instrument von anderthalb zerrissenen Saiten, die sie die Antike nannten, da das volle Saitenspiel aller Gestalten und Seelen der Natur, in ihrer Hand war. Glaubst du, meine Schwester, der Klumpe von Farben, der auf der Palette liegt, könne mit der Natur wetteifern? geschweige daß er ihre allmächtige Fülle und Wahrheit übertreffen sollte? Das Feuer, das auf dem Brettlein gerieben und entzündet wird, wird nicht leicht ein menschliches Herz durchbrennen, noch weniger die Schöpfung in die Asche legen, daß man neue Gestalten vom Himmel nöthig habe. —

Du wirst zu scharf, meine Tochter, fiel ihr der Präsident der Versammlung in die Rede: du tadelst an der Kunst, was bloß Fehler der Künstler oder gar ihrer thörigten Lobredner ist, gnug davon und vertheidige deine Sache. Die Malerey beschuldigte dich, daß deine Wirkungen dunkel

kel und verworren, dazu immer unvollendet, vorübergehend und kurz seyn; antworte darüber.

Mich dünkt, sprach sie, darauf ist leicht geantwortet: wer weis dieß besser, als du, der Vater der ewigen Tonkunst. Meine Schwester will, daß meine Töne Gestalten und Farben seyn sollen, und das ist nicht möglich. Sie will, daß ich sie an die Wand hefte, damit sie, wie Memnons Statue, wenn die Sonne auf sie scheint, tönen, und wie ein Glockenspiel ewig tönen sollen; auch das ist unmöglich, und wäre in kurzer Zeit sehr widrig. Meine Wirkung ist also kurz und vorübergehend; aber wem ist sies also? den armen, unter jeder Empfindung so bald erliegenden Menschen. Und ihnen mußte sie dieß seyn, eben weil sie so stark, so mächtig fortreißend und überschwemmend für sie wäre, hätte sie nur etwas längere Dauer für sie erhalten. Nein! sie sind noch nicht zur ewigen Harmonie der Götter gebildet; sie versinken, sie gehn im Ocean meiner Kunst unter; darum wurden ihnen nur wenige Töne eines unendlichen Saitenspiels, in wenigen

Sat-

Gattungen, nach sehr leichten Modulationen zugemessen, zugezählt, zugetröpfelt. Ich lisple nur auf ihrem Saitenspiel, und schwebe wie ein harmonisch Lüftchen bey ihnen vorüber. Daher scheint meine Wirkung ihnen auch immer unvollendet: denn in ihrer Natur kann sie nicht vollendet werden, oder sie würden selbst zu Harmonie und Wohllaut. Das Dunkle und Verworrene ihrer Empfindungen liegt an ihrem Organ, nicht an meinen Tönen: diese sind rein und helle, das höchste Muster einer zusammenstimmenden Ordnung. Sie sind, wie schon ein von mir begeisterter sterblicher Weise gesagt hat, die Verhältnisse und Zahlen des Weltalls im angenehmsten, leichtesten, wirkendsten aller Symbole. Du hast mich also, Schwester, gelobt, indem du mich tadelst. Du hast das Unendliche meiner Kunst und ihrer innigsten Wirkung gepriesen; indem du gezeiget hast, wie eine so edle Natur, als die Natur des Menschen ist, so wenig von meiner allmächtigen Wirkung fassen, sie nur noch so kurze Zeit, in so einfachen Anfängen und Gän-

gen ertragen könne. Im Gewühl deiner Farben und Gestalten hingegen verwirret sie sich nie, und hat gar, wie du selbst gesagt hast, noch etwas nöthig, was über alle Erdgestalten hinausgehet, um sich nur einigermaßen gegen das leere Wiederkommen derselben zu sichern. Bey mir hat sie dieß nicht nöthig: meinen Empfindungen bleibt jede Erdenatur unendlich nach, und sie wird lange von Stufe zu Stufe steigen, ehe sie das Tongebäude der allgemeinen Vollkommenheit nur in einigem Umfange, mit einiger Fortdauer seiner ewig steigenden Melodie empfindet —

Indem die Tonkunst dieses sprach, und das ganze Gefühl der Begeisterung davon in ihrem Gesicht, in ihrer Gebehrde zeigte, hatte sich die Muse Urania zu ihr gesetzt, und sie umfasset mit ihren Armen. Auch die Augen der jungen Poesie waren auf sie geheftet, und fast wären ihre Worte selbst zu Tönen geworden, die Wirkungen ihrer Kunst dem ganzen Olympus zu zeigen. Aber Vater Apollo fiel ihr zu rechter Zeit ins Wort, und gab ihr zu verstehen, daß hier nur von Erde-

Musik

Musik die Rede sey, und was die Tonkunst für Würkung auf menschliche Gemüther habe. Du hast dich genug gerechtfertiget, meine Tochter, und deine Kunst bis zum Olymp erhoben; es ist Zeit, daß deine Schwester rede.

Wohl, sagte die Mahlerey, hat sie ihre Kunst bis zum Olymp erhoben, sie, die es so fremde fand, daß meine Lieblinge nur den Traum einiger Göttergestalten hegten. —

Lasset, sagte Apollo, den Olymp unverworren, meine Töchter. Ihr seyd beyde himmlische Wesen, und eure Künste müssens auch seyn, wenn sie einige Wirkung haben sollen auf der Erde. Auch die menschliche Seele ist unsre Schwester, und alles, was auf sie wirken soll, muß was Unermeßliches in sich haben, und also von himmlischer Art seyn. So nennen es die Menschen, und sie haben Recht. Alle Formen und Gestalten, so rein und ausstudirt sie seyn mögen, thun nichts bey dir Malerey, wenn keine Seele, kein himmlischer Geist sie belebt. Auch

in jede Deiner Compositionen muß dieser Geist gehaucht seyn, und das Ganze zu Einem bilden; sonst stehet alles, so treu und künstlich es nachgeahmt seyn möge, nur arm und todt da. Auch in dir, Tonkunst, muß Rührung der Seele alle Töne binden und begleiten, sonst werden sie nicht nur das, was du von den kalten Nachahmungen der Malerey sagtest; sondern sie sind vielleicht noch widriger, da deine Kunst blos vom Hauche dieses himmlischen Geistes lebet. Also lasset allen Wortstreit, und haltet euch an die bestimmten Wirkungen eurer Künste. Wollet ihr, so will ich den alten Aristoteles herbey rufen lassen; er soll ein ausnehmender Meister in Unterscheidungen und bestimmten Worterklärungen seyn, er wird euch ohne Mühe rectificiren —

Beyde Damen verbaten den Entscheider, sie wählten dafür, wenn sich Apollo nicht selbst bemühen wollte, ihre jüngere Schwester, die Poesie zur Schiedsrichterin. Sie hat von uns beyden gelernt, sprachen sie, und liebt uns beyde.

Sie ist Weib, und kann von Künsten und Würkungen der Weiber am besten urtheilen; dazu ist sie unsere Schwester. Kommt her, sagten sie, und rücke vom Schooß Apolls, wo du ihn mit deinen schönen Haarlocken nur verwirrest, näher zu uns herüber. Die Poesie thats gerne, und der Streit begann zum dritten und letztenmale.

Mich dünkt, sprach die Poesie, meine Schwestern, wenn ihr zu einigem Vertrage kommen wollt, müsset ihr, wie Vater Apoll eben gesagt hat, sorgfältiger die Wirkungen unterscheiden, auf die ihr arbeitet, also auch mehr den Sinn der Seele bestimmen, auf den ihr wirket. Du Malerey, wirkst mehr auf Phantasie, als auf das Herz; aber die Phantasie kann auch zum Herzen kommen, und wenn sie nicht dahin reicht, ist sie gemeiniglich desto näher dem Verstande. Also sind alle deine Darstellungen klärer, aber wie du Tonkunst willt, auch kälter. Das ist der Malerey keine Schande, sondern mag eben ihr Vortheil werden: denn Richtigkeit und

Wahrheit sind die Hauptmittel ihrer Wirkung, die sie mit Schönheit und Annehmlichkeit nur bekleidet. Jeder ihrer Künstler thäte also übel, wenn er diese Hauptvestung verließe und sich in das Nebenwerk einer unmittelbaren Wirkung aufs Herz ohne Richtigkeit und strenge Wahrheit würfe. Immer ist Zeichnung und ein Geist der Zeichnung, der das Ganze belebt, bey dir, Malerey, die Hauptsache; an der auch ich lange gelernt habe, und noch täglich lerne. Das Rührende einzelner Gesichtszüge, das Täuschende der Carnation und der Farben, so, wie fern herbey gesuchte tiefe Gedanken sind gut und vortreflich, wenn das Hauptwerk zur Seele spricht — spricht, wie es durch diese Mittel zu ihr sprechen kann, helle, klar, reich, deutlich. Je weniger die Malerey dem Schein nach wirken will, je mehr sie die scheußliche Repräsentation vermeidet, desto mehr wird sie wirken; desto mehr wird sie aus der bloßen Nachahmerin, eine reine und demüthige Darstellerin der unergründlich tiefen,

immer

immer neuen und schönen Wahrheit. — Du hingegen, Tonkunst, auch mir bist du mehr, als mir die Mahlerey seyn kann: denn wie du recht gesagt hast, bist du der harmonische Grund und die melodische Begleiterin aller, selbst der malerischen Schönheit. Du wirst mir aber zugeben, daß ohne meine Worte, ohne Gesang, Tanz und andere Handlung, für Menschen deine Empfindungen immer im Dunkeln bleiben. Du sprichst zum Herzen; aber bey wie wenigen zum Verstande! ja auch, wo du zum Herzen sprichst, wie oft ist seine Regung blos eigentlich sinnliche Empfindung! Giebts nicht auch Thiere, die sich nach gewissen Tönen oder Gängen von Tönen freuen oder betrüben? Ja als man den grausamen Versuch machte, lebendigen Geschöpfen das Gehirn zu öfnen, und durch gewisse Druckungen bey ihnen bald Schmerz, bald Freude erregte; mochten diese Empfindungen, auf eine grobe Weise bewirkt, etwas anders seyn, als was du auf eine unendliche feinere Weise bewirkest? Freylich

ist das ganze Herz des Menschen dein Saitenspiel; aber siehe auch. wozu du es spielest? Und nun, meine Schwestern, vergleichet euch selbst über bestimmte Fälle und Zwecke, in und zu denen eure Kunst sich äußert.

Die Malerey fieng an und schilderte die hohen Eindrücke, die sie manchmal durch die Darstellung eines Gemäldes gemacht habe. Sie sprach von Brutus Gemahlin, die nicht zu Thränen zu bringen war, bis plötzlich ihr das Bild der Andromache ins Gesicht fiel, und den frischen Damm ihrer Empfindungen aufriß. Sie führte eine Reihe anderer Gemälde an, die plötzliche Bekehrungen, Tröstungen, Ermunterungen bewirkt, und die Seele, wie durch Erscheinungen aus einer andern Welt umgekehrt und umgeschaffen haben. — —

Verzeihe, Schwester, sprach die Poesie, und bemerke auch hier, was von diesen Wirkungen eigentlich nur dir zugehöret. Das meiste hiervon liegt in den Gegenständen, die du nachahmest,

und

und du kannst nicht leugnen, daß, wenn statt des Gemäldes der Andromache oder anderer edlen Gestalten, ihre Gegenwart selbst erschienen wäre, die du oder ich nur schwach schildern konnten, die Wirkungen derselben wahrscheinlich größer gewesen wären. Denke dir eine erscheinende Mutter Gottes, wie sie die Sterblichen nennen, oder eine Magdalene, in jeden idealischen Reiz gekleidet, den wir beyde ihnen schenkten; du wirst zugeben, daß du, wie ich, hierinn nur ferne, schwache Nachahmerinnen waren, und was Wirkung anbetrift, sey oft ein schlechter, sehr unidealischer Auftritt der Natur, eben seiner individuellen Wahrheit und Wirklichkeit wegen, unendlich reicher an großen und guten Folgen, als die künstlichste Nachahmung desselben mit Farben je seyn würde. Du hingegen, Musik, sprach sie, bist immer Schöpferin, da du kein eigentliches Vorbild deiner Kunst hast, weder im Himmel noch auf der Erde. —

Eben deswegen, fuhr die Tonkunst fort, ist auch meine Wirkung immer neu, ursprünglich und herrlich. Schöpferin bin ich, und ahme nie nach; ich rufe die Töne hervor, wie die Seele Gedanken hervorruft, wie Jupiter Welten hervorrief, aus dem Nichts, aus dem Unsichtbaren; und so dringen sie auch, wie die Zaubersprache aus einer andern Welt, zur Seele, daß diese, ergriffen vom Strom des Gesangs sich selbst vergißt, sich selbst verliehret. Alle habt ihr von den Wirkungen der Musik in alten und neuen Zeiten gehört, und nie habt ihr gnug davon gehöret. Laßt mich nicht die alten Geschichten Amphions, Orpheus, Linus, Timotheus, Phemius, u. a. wiederholen; an jedem Fest der heiligen Cäcilia werden sie auf der Erde immer noch besungen und gepriesen. —

Aber auch noch erreicht? fiel ihr die Poesie in die Rede; und eben das, daß sie jetzt nicht mehr erreicht werden, zeigte es nicht, daß sie auch vor Alters nicht ganz dein, nicht immer das

Werk

Werk der Kunst waren, auf die du es insonderheit in spätern Zeiten ganz ohne mich, anzulegen scheinest? Damals half ich dir. Ich unterstützte deine Töne, und du dientest nur meinem Gesange, ihn zu beleben. Ich hingegen klärte deine Sprache auf, verstärkte sie mit der Macht aller Empfindungen und Situationen der Seele; dadurch thaten wir vereint die Wirkung. Seitdem wir uns von einander getrennt haben, sind unsre Künste tausendmal feiner geworden, die Grenzen von Allem in ihnen sind sorgfältiger geschieden, die Regeln stehn bestimmt da, wie Scylla und Charybdis, oder wie die Säulen Herkuls, über die nicht hinauszuschiffen war; wo ist aber anjetzt unsre Wirkung auf der Erde, in dem Maaß, wie sie die Alten priesen? Ich werde gelesen, du wirst gehört; bey mir tadelt und gähnt man, bey dir spielt oder plaudert man, und zuletzt schläft man ein bey uns beyden. —

Das liegt nicht an uns, antwortete die Harmonie unerschrocken, es liegt am Mißbrauch unse-

rer Namen. Die Geiger und Pfeiffer, die Quäler und Tändler der Saiten habe ich nie für Söhne meiner Kunst erkannt: denn wo sind die Wirkungen ihrer Töne? paßt du je in der Werkstatt **Vulkans** den Bratenwender daselbst mit der schönen **Hebe** verwechselt, die uns den Nektar mischt und die ambrosische Götterkost bereitet? und was sind so manche Quartette und Sonaten, manche Trio's und Symphonien, insonderheit jene unselige Menge einförmiger Liedermelodieen anders, als der lebendige Bratenwender des hinkenden Vulkanus. Man hat, wie sie sagen, eine Kunst erfunden, vermöge welcher man nach ewigen Regeln eine Melodie hervordrehen könne, ja hervordrehen müsse, gerade wie jenes Küchenwerkzeug umläuft, nach seinen Gewichten. Mich dünkt, wir drey Schwestern haben uns mit dem Heer unserer Pfuscher und Freyer nichts vorzuwerfen. —

Aber dennoch, fiel ihr die Poesie ein, erinnere dich an die Zeiten deines einfachen Ursprun-

ges

ges und deiner damaligen Wirkung; deine Orpheus und Amphions, wenn auch nur die Hälfte der Sagen wahr wäre, die uns unsre Mutter Mnemosyne erzählt hat, wo schaffen, wo wirken sie jetzt?

Freylich, antwortete die Tonkunst, sind diese Jahre meiner Jugend in manchen Ländern vorüber; aber nicht ich, sondern sie, diese sogenannte gebildete Welt ist alt und grau geworden, und will zum Theil jetzt statt Töne zu genießen, mit Tönen bauen oder Seiltanzen und spielen. Sie bauen auch wirklich wunderhohe harmonische Gebäude; die rasch zum Himmel, zum Verstande hinauf streben, da sie ins Heiligthum, zum Herzen nicht mehr kommen können. Das Leichte ist ihnen zu leicht; mit überstandenen Unmöglichkeiten suchen sie zu überraschen, zu prangen, zu glänzen. Glaubt ihr, Schwestern, daß mirs gefalle, wenn man um eine neue Tonkunst zu geben, keinem Ton mehr seine Wirkung läßt, sondern mit Tönen mahlt und poetisiret? Meiner

Kunst

Kunst ist dieß so fremde, als da jemand auf den Gedanken kam, ein Farbenclavier zu erfinden, und sich wunderte, daß der Kinderpopanz kein Vergnügen, wie das Clavier der Töne machte. Indessen sind die ächten Wirkungen meiner Kunst gewiß nicht ausgestorben auf der Erde. Unter allen Völkern, selbst unter Türken und Barbaren, lebt sie, und jedes genießt an ihr, was ihm zu genießen vergönnt ist, wohin und wie weit sein Organ gebildet worden. Die feinern Völker bedürfen auch feinere Speise; meine Wirkungen äußern sich also bey ihnen auch geistiger, und sie würdens für einen schlechten Erfolg meiner Kunst halten, wenn je ein Mensch durch sie rasend geworden, einer Lais in den Schooß sänke, oder Persepolis in Brand steckte. Ich wirke auf feinere Endzwecke und Vergnügen; glaubt nicht, daß ich deshalb auch schwächer oder unsichrer wirke. Wie oft hat der Ton eines Gesanges, der simple Gang einiger himmlischen Töne einen Menschen aus dem tiefsten Abgrunde der Traurigkeit

rigkeit bis in den Himmel erhoben! Wie oft geschichets, daß eine einfache Melodie zarte, wehmüthige Thränen rinnen macht, die Menschen plötzlich in alte Empfindungen und Gegenden der Jugend, oder in unbekannte Auen eines seligen Paradieses versetzt, und völlig den Zaubertönen der ersten Welt, nur auf feinere Art, gleich kommt. Gewiß, meine Schwestern, ein Liebling meiner Kunst kann Wunderdinge auf einen Menschen wirken, so bald er nur die Töne studirt, bey denen dieser am meisten gerührt wird, die Gänge der Melodie, nämlich, die sein ganzes Empfindungssystem bewegen. Hielte er sich sodann an solche, und suchte ihre größte Wirkung; er hätte das Herz des Menschen in seiner Gewalt, wenn dieser auch sonst von Stahl und Eisen wäre.

Und käme man nicht wieder zu dieser alten und großen Wirkung, meine Schwester, wenn deine Kunst sich mit der meinigen näher zusammen fände? sprach die Poesie. Ich zeichne dir Empfindungen vor; du darfst nur folgen und dich an diese halten. — Die

Die Tonkunst lächelte: „das wäre gut, es ist auch zuweilen nothwendig, schwerlich ists aber hinreichend. Wie oft verführen mich deine Dichter, statt mich zu führen? ja vielleicht haben sie meine Kunst unter den Menschen am meisten mit verderbet. Zudem erinnere dich, Schwester, an das, was du selbst sagtest: der Tonkünstler schöpfe aus sich selbst, er müsse jedesmal die Sprache seiner Empfindungen neu bilden. Kann er dieß nun nicht; fühlt er die Empfindungen nicht, die ja der Dichter nur bezeichnet, nur unvollkommen schildert, wie will er sie ausdrücken? wie könnte sie ihm der Dichter mit seinen Worten beybringen und einflößen? Mit Worten jemanden Töne, gar ein Tongebäude von Empfindungen einflößen, das er nicht in sich hat, ist unmöglich, also liegt die Sündenmaterie im Misbrauch der Tonkunst selbst, und muß von innen geheilt werden. Uebrigens bleibts dabey, Schwester, daß wir beyde, Poesie und Musik, zusammen gehören, und vereint auch die größte

Wir-

Wirkung hervorbringen; nur daß ich nicht ganz deine Dienerin seyn wollte, denn ich bin deine Lehrerin gewesen, und habe auch für mich selbst einen Kreis der Wirkung. Mir dient der Tanz wie die Worte; Gebehrden und Bewegungen, wie deine Verse; und eigentlich schließe ich alles dieß, Modulation, Tanz, Rhythmus in mich. Der Tonkünstler dichtet, wenn er spielt, so wie der ächte Dichter singt, wenn er dichtet. —

Der Malerey sowohl als dem Vater Apollo ward bey diesem Gespräche die Zeit lang. Jene hatte so lang eine schöne ruhige Landschaft gezeichnet, und allen Streit darüber vergessen. Das ist, sprach sie, die große Wirkung meiner Kunst, sie macht die Seele ruhig und heiter. Ein Mensch, der sie liebet, genießt jeden Sonnenstrahl fröhlich; wo andere nichts sehen, siehet er ein tausendfaches Spiel desselben. Ueberall im Schooße der Natur, studirt er ihre stillesten freundlichsten Wirkungen, und genießt sie auf unendliche Weise. —

Das

Das möchte vom Natur- und Landschafts-malen gelten, antwortete die Poesie, was aber deine historische Mahler anbetrift, höre ich, daß auch du so leidenschaftliche Leute hast, wie ich und die Tonkunst schwerlich haben. Uns beyden wirft man vor, daß wir unsere Günstlinge statt der Begeisterung oft mit Launen beschenken; und mich dünkt, auch wenn du Leidenschaften studirst und ausdrückst, mußt du doch selbst diese Leiden-schaft fühlen. —

Hier fiel ihr Apoll in die Rede, und gab zu verstehen, wie dieß alles nicht hergehöre und mit Erlaubniß zu sagen, zum Theil nicht wahr sey. Wenn man einen Wütenden schildert, sprach er, darf man nicht selbst wüten, und wenn man von einem Rasenden dichtet, nicht selbst rasen. Eben das ist das Vorrecht der Himmelgebohrnen Kunst, sprach er, daß sie durch eine Art von All-wissenheit und geheimer Vorahndung auch die Falten und Schlupfwinkel des menschlichen Her-zens kennt, die der Künstler selbst nicht gefühlt

haben

haben darf, jetzt aber im Licht seiner Muse gewahr wird, und wie durch reflektirte Stralen dichtet. Glaubt mir, der Trunkene singt von der Trunkenheit nicht am schönsten; der Dichter, der alle Leidenschaften schildert, der sie oft auf einmal im stärksten Contrast schildert, kann sie ja nicht alle als persönliches Eigenthum besitzen; gnug, wenn er sie als ein ruhiger Spiegel treu aufnimmt und wieder abglänzet. So ists auch mit der Malerey und Tonkunst. Die größten Künstler jeder Art waren immer die Leidenschaftlosesten, heitersten Charactere; sie waren Jünglinge wie ich, und lebten in meinem Sonnenglanze. Aber machet, daß des Streits ein Ende werde. —

Du, Malerey machst mit deiner Kunst die helleste, schönste, klärste, daurendste Vorstellung; du sprichst durch deine Gestalten zur Phantasie und durch sie zum Verstande und Herzen; du verfeinst den Blick, öfnest die Thore der Schöpfung und machst deine Lieblinge ruhig und hei-

ter; bist du zufrieden? Du Tonkunst hingegen hast den Zauberstab der eigentlichen Wirkung auf menschliche Herzen unmittelbar; du regst die Empfindungen und Leidenschaften, aber dunkler Weise, und hast einen Führer, einen Erklärer nöthig, der dich wenigstens zur bestimmtern Wirkung dem Verstande des Menschen nähere, und mit dem physischen auch seinen moralischen Sinn vergnüge; bist auch du zufrieden? Ihr streitet beyde über das Wort Wirkung, und das ist dem Sprachgebrauch nach mehr für die Tonkunst, als für die Malerey, weil wir bey Wirkung immer nur auf Stärke des Eindrucks zu sehen gewohnt sind, ohne zu bedenken, daß diese in Sachen des Geisterreichs und der menschlichen Seele zuweilen auch mit Umfang, Klarheit, Dauer compensirt werde. Ihr streitet also immer nur, ob das Ohr Auge und das Auge Ohr seyn soll? Beruhigt euch. Je verschiedener ihr von einander wirkt, desto eigner und besser wirkt ihr. Ihr bewegt eine menschliche Seele, nur auf eine ganz

incom-

incommensurable Weise. Wollt ihr die Wirkungen eurer Kunst aufs reinste und ohne allen Wortstreit sehen: so betrachtet einen Blinden und Tauben, und seht, was beyden versagt sey? Der Taube mag unendlich feiner sehen und unterscheiden; für die Gesellschaft ist er immer dumm, und in seinem Innern Freudenloser: ihm fehlt der Sinn und die Kunst, die unmittelbar zu seinem Herzen reden. Der Blinde ist ein armer Mann, vielleicht auch arm, an gewissen feinen Unterschieden, Gestalten und Abmessungen, die nur der Sinn und die Kunst des Gesichts gewähren; er hat indessen das Saitenspiel aller Empfindungen und Leidenschaften in sich, er kanns tönen lassen, wenns ihm gefällt, und sich in seiner dunkeln Einsamkeit eine Welt voll Harmonie und Freuden schaffen. Oft waren Blinde große Tonkünstler, große Dichter; ob aber Taube bey aller genauen Nachahmung eben so geistvolle Zeichner gewesen? möget ihr selbst wissen. Gnug, ihr seyd beyde meine Töchter; du Malerey, die

Zeichnerin für den Verstand, du Tonkunst die Sprecherin zum Herzen, und du, meine liebe jugendliche Dichtkunst, du, die Schülerin und Lehrerin Beyder.

Sie umarmten sich alle: Apollo krönte sie mit seinen unsterblichen Lorbeerkränzen, und Hebe bot ihnen auf ihr langes Gespräch die erquickende Nektarschaale.

IV.

Paramythien.

Dichtungen aus der griechischen Fabel.

Die Morgenröthe.

Eine Schaar frölicher Mädchen begieng mit Tänzen und Lobgesängen das Fest der Aurora. „Schönste, seligste Göttin, sangen sie, du in Rosengestalt, in ewiger Jugendschönheit. Täglich erwachest du neu, gebadet im Quell des Genusses und der erquickenden Blüthe!" — Als eben, da die Sonne aufgieng, Aurora ihr Gespann zu ihnen lenkte und vor ihnen stand, die schönste, aber nicht die glücklichste aller Göttinnen. Thränen waren in ihren Augen, und der Duft des Schleiers, den sie von der Erde gezogen hatte, lag wie eine feuchte Wolke vor ihrem leuchtenden Rosenantlitz.

Kinder, sprach sie, die ihr mich mit Lobgesängen ehret, eure jugendliche Unschuld hat mich hergezogen, euch mich wie ich bin zu zeigen. Ob ich schön sey? sehet ihr selbst; ob ich glücklich sey? mögen euch die Thränen sagen, die ich täglich in den Schooß meiner Schwester Flora weine.

Unbedachtsam in meiner Jugend, vermählte ich mich jenem alten Titon, aus dessen Armen ihr mich täglich so früh emporeilen sehet. Ihm und mir zur Strafe ward ihm seine graue Unsterblichkeit ohne Jugend, die auch mir so lange ich bey ihm bin, Glanz und Schönheit raubet. Deswegen eile ich so früh an mein kurzes Geschäft die Schatten zu verjagen, und verberge mich Tagüber im Stral der Sonne, bis ich von ihm, so bald er mich wieder erblickt, mit Thränen und Schaamröthe in sein graues Bette hinuntergezogen werde. Spiegelt euch, ihr Mädchen, an meinem Beyspiel, und glaubt nicht, daß die schönste von euch auch die glücklichste seyn müsse, wenn sie nicht auch so weise als schön ist und sich einen ihr gleichen Gatten zur Glückseligkeit wählet.

Aurora verschwand; aber ihr Bild glänzte fortan den Mädchen in jeder Thräne des Thaues wieder. Sie priesen sie nicht mehr als die glücklichste der Göttinnen, weil sie die schönste sey, und wurden weise durch ihr Exempel.

Der

Der Schlaf.

In jener Schaar unzählbarer Genien, die Jupiter für seine Menschen erschaffen hatte, um durch sie die kurze Zeit ihres mühseligen Lebens zu beglücken und zu vergnügen, war auch der dunkle Schlaf. „Was soll ich, sprach er, da er seine Gestalt ansah, unter meinen glänzenden gefälligen Brüdern? welches traurige Ansehen habe ich im Chor der Scherze, der Freuden und aller Gaukeleyen des Amors? Mag es seyn, daß ich den Unglücklichen erwünscht bin, denen ich die Last ihrer Sorgen entnehme, und sie mit milder Vergessenheit tränke. Mag es seyn, daß ich dem Müden gefällig komme, den ich doch auch nur zu mühseliger neuer Arbeit stärke. Aber denen, die nie ermüden, die von keiner Sorge des Elendes wissen, denen ich immer nur den Kreis ihrer Freuden störe.“ —

Du irrest, sprach der Vater der Genien und Menschen, in deiner dunklen Gestalt wirst du

aller Welt der liebste Genius werden. Denn glaubst du nicht, daß auch Scherze und Freuden ermüden? Wahrlich, sie ermüden früher als Sorg' und Elend, und verwandeln sich dem satten Glücklichen in die langweiligste Trägheit.

Aber auch du, fuhr er fort, sollt nicht ohne Vergnügungen seyn; ja in ihnen oft das ganze Heer deiner Brüder übertreffen." Mit diesen Worten reichte er ihm das Silbergraue Horn anmuthiger Träume. Aus ihm, sprach er, schütte deine Schlummerkörner, und die glückliche Welt sowohl, als die unglückliche, wird dich über alle deine Brüder wünschen und lieben. Die Hoffnungen, Scherze und Freuden, die in ihm liegen, sind von deinen Schwestern, den Grazien, mit zauberischer Hand von unsern seligsten Fluren gesammlet. Der ätherische Thau, der auf ihnen glänzet, wird einen jeden, den du zu beglücken denkst, mit seinem Wunsch erquicken, und da sie die Göttin der Liebe mit unserm unsterblichen Nektar besprengt hat: so wird die Kraft ihrer Wollust viel anmuthiger und feiner den Sterblichen

chen seyn, als alles, was ihnen die arme Wirklichkeit der Erde gewähret. Aus dem Chor der blühendsten Scherze und Freuden wird man fröhlich in deine Arme eilen: Dichter werden dich besingen, und in ihren Gesängen dem Zauber deiner Kunst nachbuhlen: selbst das unschuldige Mädchen wird dich wünschen und du wirst auf ihren Augen hangen, ein süßer beseligender Gott. —

Die Klage des Schlafs verwandelte sich in triumphirenden Dank, und ihm ward die schönste der Grazien, Pasithea, vermählet.

Der Tod.

Ein Gespräch an Lessings Grabe.

Himmlischer Knabe, was stehest du hier? die verglimmende Fackel
nieder zur Erde gesenkt; aber die andere flammt
Dir auf deiner ambrosischen Schulter an Lichte so herrlich!
Schöneren Purpurglanz sah ja mein Auge nie!
Bist du Amor? —

„Ich bins! doch unter dieser Umhüllung
ob ich gleich Amor bin, heiß' ich den Sterblichen Tod.
Unter allen Genien sahn die gütigen Götter
keinen, der sanft wie ich löse das menschliche Herz.

Und

Und sie tauchten die Pfeile, womit ich die Armen erlöse,
ihnen ein bitter Geschoß, selbst in den Becher der Lust.
Dann geleit' ich im lieblichen Kuß die scheidende Seele
auf zum wahren Genuß bräutlicher Freuden hinauf."
„Aber wo ist dein Bogen und Pfeil?" Dem tapferen Weisen,
Der sich selber den Geist längst von der Hülle getrennt,
Brauch' ich keiner Pfeile. Ich lösche die glänzende Fackel
sanft ihm aus; da erglimmt eilig vom purpurnen Licht
Diese andre. Des Schlafes Bruder, gieß' ich ihm Schlummer
um den ruhigen Blick, bis er dort oben erwacht.

„Und

„Und wer ist der Weise, dem du die Fackel der Erde
hier gelöschet und dem jetzo die Schönere flammt?“
Der ists, dem Minerva, wie dort dem tapfren Tydides
selber schärfte den Blick, daß er die Götter ersah. *)
Mich erkannte Lessing an meiner sinkenden Fackel,
und da zündet' ich ihm glänzend die andere an.

*) Anspielung auf die Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet.

Die Wahl der Flora.

Als Jupiter die Schöpfung, die er zu schaffen gedachte, in idealischen Gestalten vor sich rief, winkte er, und es erschien unter andern die blumige Flora. Wer mag ihre Reize beschreiben? wer ihre Schönheit schildern? Was je die Erde aus ihrem jungfräulichen Schooße gebar, war in ihrer Gestalt, in ihrem Wuchs, in ihren Farben, in ihrem Gewandte versammlet. Alle Götter schauten sie an; alle Göttinnen beneideten ihre Schönheit.

Wähle dir, sprach Jupiter, aus dieser zahlreichen Schaar von Göttern und Genien einen Liebling; doch siehe zu, eitles Kind, daß dich deine Wahl nicht trüge!

Leichtsinnig blickte Flora umher: und o hätte sie den schönen, den in Liebe für sie entbrannten Phöbus gewählet! Aber seine Schönheit war dem Mädchen zu hoch: seine Liebe für sie zu verschwie-

schwiegen. Flüchtig lief ihr Blick umher, und sie erwählte — wer hätte es gedacht? — einen der letzten aus der Zahl der Götter, den leichtsinnigen Zephyr.

Sinnlose! sprach der Vater; daß dein Geschlecht auch in seinen geistigen Gestalten schon jeden buhlerischen, leicht auffallenden Reiz einer höhern stillern Liebe vorziehet! Hättest du diesen gewählt (er winkte auf Phöbus) du und dein ganzes Geschlecht hätte mit ihm die Unsterblichkeit getheilet. Aber jetzt, genieße deines Gatten!"

Zephyr umarmte sie, und sie verschwand. Sie verflog als Blumenstaub ins Gebiet des Gottes der Lüfte.

Als Jupiter die idealischen Gestalten seiner Welt zur Wirklichkeit brachte, und der Schooß der Erde dastand, die verstobnen Blumenkeime ins Leben zu gebähren, rief er dem über der Asche seiner Geliebten entschlummerten Zephyr: " wohlauf! o Jüngling, wohlauf! Bring' deine Geliebte her, und siehe ihre irrdische Erscheinung." Zephyr kam mit dem Blumenstaube: Der Blumenstaub

menstaub flog hin über die Weite der Erde. Phöbus aus alter Liebe belebte ihn: die Göttinnen der Quellen und Ströme, aus schwesterlicher Neigung, durchdrangen ihn: Zephyr umfieng ihn, und Flora erschien in tausend vielfältigen sprießenden Blumen.

Wie freute sich jede derselben, da sie ihren himmlischen Buhler wieder fand! sie überließen sich alle seinem tändelnden Kuß, seinen sanftwiegenden Armen. Kurze Freude! Sobald die Schöne ihren Busen geöfnet, und das hochzeitliche Bett in allen Reizen des Wohlgeruchs und der Farben bereitet hatte, verließ sie der satte Zephyr; und Phöbus, voll Mitleid über ihre zu gutwillig betrogene Liebe schafte mit seinem zehrenden Stral ihrem Gram ein früheres Ende.

Jeden Frühling, ihr Mädchen, beginnet aufs neu dieselbe Geschichte. Ihr blühet wie Flora; wählt euch einen andern Geliebten als Zephyr.

Die Schöpfung der Turteltaube.

Zwey Liebende saßen zusammen im ersten holdseligen Traum ihrer Wünsche; aber ach! ihre Wünsche sollten ein Traum bleiben. Neidend schnitt die unerbittliche Parze und ihre Seelen schieden in einem Kuß, in einem Seufzer unzertrennt mit einander.

Das Erste, was sie von ihrem Körper getrennt erblickten, war die um sie schwebende Göttin der Liebe. Traurig und klagend flohen sie in ihren Schooß. — „Du standest uns nicht bey, gute Göttin! Du sahest unsre Wünsche und ließest sie uns nicht genießen im Menschenleben. Aber wir wollen uns auch als Schatten noch ungetrennt lieben.“

Die Liebe der Schatten, sprach die bewegte Göttin, ist immer eine traurige Liebe. Nun stehets zwar nicht in meiner Macht, euch das Leben der Menschen wieder zu geben; aber das vergönnt mir das Schicksal, euch in eine Gestalt meines

meines Reichs zu verwandeln. Wollt ihr die Tauben seyn, die triumphirend meinen Wagen ziehen, und im Chor der Buhlereyen und Scherze von Ambrosischer Speise leben? Eure Treue, eure Liebe verdient diese Belohnung."

„Verzeih, o gütige Mutter, sprachen die Liebende mit einem Munde, verzeihe uns die zu gefahrvolle, zu glänzende Belohnung. Im Chor der Scherze und Buhlereyen, im ewigen Geräusch und Glanz deines Siegreichen Hofes, wer ist uns Bürge für unsre Treue, für unsre Liebe? Sollen wir Tauben seyn, so sende uns in die Einsamkeit, damit wir in unserm armen Nest einander alles werden, alles bleiben."

Die Göttin sprach das Wort der Verwandlung; siehe, da flog das erste Paar girrender Turteltauben. Sie girreten Dank der Göttin, und flogen ihrem Grabe zu, wo sie mit ihrer Treue, mit ihrer rührenden Klage die alte Parze bewegen wollen, daß sie ihnen ihr ungenoßenes Menschenleben wiedergebe. Aber auch ihre gemeinschaftliche Klage ist ihnen Trost; die zarte,

treue Liebe, die sie in ihrer Wüste genießen, ist ihnen mehr als alle Scherze und Freuden an Venus Throne.

Ists Neid oder Güte, daß ihnen die Parze noch immer ihre Taubengestalt läßt, und sie vor dem gefährlichern Loose eines wandelbaren Menschenherzens bewahret?

Die

Die Lilie und die Rose.

Sagt mir, ihr holden Töchter der rauhen, schwarzen Erde, wer gab euch eure schöne Gestalt? denn wahrlich von niedlichen Fingern seyd ihr gebildet. Welche kleine Geister stiegen aus euren Kelchen empor? und welch Vergnügen fühletet ihr, da sich Göttinnen auf euren Blättern wiegten? Sagt mir, friedliche Blumen, wie theilten sie sich in ihr erfreuend Geschäft? und winkten einander zu, wenn sie ihr feines Gewebe so vielfach spannen, so vielfach zierten und stickten. —

Aber ihr schweigt, holdselige Kinder, und genießet eures Daseyns. Wohlan! mir soll die lehrende Fabel erzählen, was euer Mund mir verschweiget.

Als einst, ein nackter Fels, die Erde dastand: siehe, da trug eine freundliche Schaar von Nymphen den jungfräulichen Boden hinan, und gefällige Genien waren bereit, den nackten

Fels zu beblümen. Vielfach theilten sie sich in ihr Geschäft. Schon unter Schnee und im kalten kleinen Grase fieng die bescheidne **Demuth** an, und webte das sich verbergende Veilchen. Die **Hofnung** trat hinter ihr her, und füllte mit kühlenden Düften die kleinen Kelche der erquickenden Hyacinthe. Jetzt kam, da es jenen so wohl gelang, ein stolzender, prangender Chor vielfarbiger Schönen. Die Tulpe erhob ihr Haupt: die Narcisse blickte umher mit vergeblich-schmachtendem Auge.

Viel andre Göttinnen und Nymphen beschäftigten sich auf mancherley Art, und schmückten die Erde, frohlockend über ihr schönes Gebilde.

Und siehe, da ein großer Theil von ihren Werken mit seinem Ruhm und ihrer Freude daran verblühet war, sprach Venus zu ihren Grazien also: „was säumt ihr, Schwestern der Anmuth? Auf! und webet von euren Reizen auch eine sterbliche, sichtbare Blüthe." Sie giengen zur Erd' hinab und Aglaja, die Grazie der Unschuld,

schuld, bildete die Lilie: Thalia und Euphrosyne webten mit schwesterlicher Hand die Blume der Freude und Liebe, die jungfräuliche Rose.

Manche Blumen des Feldes und Gartens neideten einander; die Lilie und Rose neideten keine, und wurden von allen beneidet. Schwesterlich blühn sie zusammen auf einem Gefilde der Hora, und zieren einander: die Blume der Unschuld erhebt die Braut der Liebe und Freude: denn schwesterliche Grazien haben sie ungetrennt gewebet.

Auch auf euren Wangen, o Mädchen, blühn Lilien und Rosen; mögen auch ihre Huldinnen, die Unschuld, Freude und Liebe, vereint und unzertrennlich auf ihnen wohnen.

Aurora.

Aurora beklagte sich unter den Göttern, daß sie, die von den Menschen so viel gelobt, von ihnen so wenig geliebt und besucht werde; am wenigsten aber von denen, die sie am meisten besängen und priesen. „Gräme dich nicht über dein Schicksal, sprach die Göttin der Weisheit, gehets mir anders?

Und dann, fuhr sie fort, siehe die an, die dich versäumen, und mit welcher Nebenbuhlerin sie dich vertauschen. Blick auf sie, wenn du vorbeyfährst, wie sie in den Armen der Schlaftrunkenheit liegen und modern an Leib und Seele.

Ja hast du nicht Freunde, hast du nicht Anbeter gnug? Die ganze Schöpfung feyert dir: alle Blumen erwachen, und kleiden sich mit deinem Purpurglanz in neue bräutliche Schönheit. Das Chor der Vögel bewillkommt dich: jedes sinnet auf neue Weisen, deine flüchtige Gegen-

wart zu vergnügen. Der fleißige Landmann, der arbeitsame Weise versäumen dich nie: sie trinken aus dem Kelch, den du ihnen darbeutst, Gesundheit und Stärke, Ruhe und Leben; doppelt vergnügt, daß sie dich ungestört genießen, ununterbrochen von jener geschwätzigen Schaar schlafender Thoren. Hältst du es für kein Glück, unentweiht genossen und geliebt zu werden? Es ist das höchste Glück der Liebe bey Göttern und Menschen.

Aurora erröthete über ihre unbedachte Klage; und jede Schöne wünsche sich ihr Glück, die ihr gleich ist an Reinigkeit und Unschuld.

Nacht und Tag.

Nacht und Tag stritten mit einander um den Vorzug; der feurige, glänzende Knabe, Tag, fieng an zu streiten.

Arme, dunkle Mutter, sprach er, was hast du wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geschäftiges, rastloses Leben? Ich erwecke, was du getödtet hast, zum Gefühl eines neuen Daseyns; was du erschlafftest, rege ich auf —

Dankt man dir aber auch immer für deine Aufregung? sprach die bescheidne, verschleierte Nacht. Muß ich nicht erquicken, was du ermattest? und wie kann ichs anders, als meistens durch die Vergessenheit deiner? — Ich hingegen, die Mutter der Götter und Menschen, nehme alles was ich erzeugte, mit seiner Zufriedenheit in meinen Schoos: so bald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es alle dein Blendwerk und neiget sein Haupt sanft nieder. Und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordne Seele mit

himm-

himmlischem Thau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenstral nie gen Himmel zu sehen wagte, enthülle ich die verhüllete Nacht, ein Heer unzählicher Sonnen, unzählicher Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne.

Eben berührte der schwatzende Tag den Saum ihres Gewandes, und schweigend und matt sank er selbst in ihren umhüllenden Schoos. Sie aber saß in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkrone mit ewig ruhigem Antlitz.

Die Rose.

"Alle Blumen rings um mich her, sehe ich welken und sterben; und doch nennet man nur immer mich die verwelkliche, die leicht vergängliche Rose. Undankbare Menschen! mache ich euch mein kurzes Daseyn nicht angenehm gnug? ja auch selbst nach meinem Tode bereite ich euch ein Grabmal süsser Gerüche, Arzneyen und Salben voll Erquickung und Stärkung. Und doch hör' ich euch immer singen und sagen: ach, die verwelkliche, die leicht zerfallende Rose."

So klagte die Königin der Blumen auf ihrem Thron, vielleicht schon in der ersten Empfindung ihrer auch hinsinkenden Schönheit. Das vor ihr stehende Mädchen hörte sie und sprach: erzürne dich nicht über uns, süsse Kleine und nenne nicht Undankbarkeit, was nur höhere Liebe ist, der Wunsch einer zärtlichen Neigung. Alle Blumen um uns sehen wir sterben und haltens für Schicksal der Blumen; aber dich, ihre Königin,

dich

dich allein wünschen und halten wir der Unsterblichkeit werth. Wenn wir uns also in unserm Wunsche getäuscht sehen: so laß uns die Klage, mit der wir uns selbst in dir bedauren. Alle Schönheit, Jugend und Freude unsres Lebens vergleichen wir dir und da sie wie du verblühen, so singen und sagen wir immer: ach die verwelkliche, die leicht zerfallende Rose.

Die Echo.

Glaubet es nicht, gutherzige Kinder, glaubt nicht der Fabel des Dichters, daß die bescheidne Echo je eine ansprechende Bulerin des eitlen Narcissus oder eine schwatzhafte Verrätherin ihrer Göttin gewesen: denn nie zeigte sie sich ja einem Sterblichen, nie kam ein Laut zuerst aus ihrem Munde. Aber höret zu, daß ich euch die wahre Geschichte der Echo erzähle.

Harmonia, die Tochter der Liebe, war eine thätige Mitgehülfin Jupiters bey seiner Schöpfung. Mütterlich gab sie aus ihrem Herzen jedem werdenden Wesen einen Ton, einen Klang, der sein Innres durchdringet, sein ganzes Daseyn zusammenhält und es mit allen vergeschwisterten Wesen vereinet. Endlich hatte sie sich erschöpft, die gute Mutter und weil sie ihrer Geburt nach nur halb eine Unsterbliche war, sollte sie sich jetzt mit dem Leben von ihren Kindern scheiden. Wie gieng ihr der Abschied so nah! Bittend fiel sie vor

dem Thron Jupiters nieder und sprach: gewaltiger Gott, laß meine Gestalt verschwinden unter den Göttern; aber mein Herz, meine Empfindung tilge nicht aus und trenne mich nicht von denen, denen ich aus meinem Herzen das Daseyn gegeben habe. Wenigstens unsichtbar will ich um sie seyn, damit ich jeden Hall des Schmerzes und der Freude, mit dem ich sie glücklich oder unglücklich begabte, mit ihnen fühle, mit ihnen theile.

Und was würde es dir helfen, sprach der Gott, wenn du ihr Elend unsichtbar mit ihnen fühltest und ihnen nicht beyzustehen, ihnen auf keine Art sichtbar zu werden vermöchtest? denn das letzte versaget dir doch der unwiderrufliche Spruch des Schicksals.

"So laß mich ihnen nur antworten dürfen; unsichtbar nur die Laute ihres Herzens wiederholen können und mein Mutterherz ist getröstet."

Jupiter berührte sie sanft und sie verschwand sie ward zur Gestaltlosen, allverbreiteten Echo. Wo eine Stimme ihres Kindes tönet, tönet das Herz der Mutter nach: sie spricht aus jedem Geschöpf,

schöpf, aus jedem brüderlichen Wesen den Laut des Schmerzes und der Freude mit dem Gleichlaut einer harmonischen Saite. Auch der harte Fels wird von ihr durchdrungen, auch der einsame Wald wird von ihr belebet; und o wie oft hast du mich, zärtliche Mutter, du scheue Bewohnerin der Einsamkeit und der stummen Haine mehr in ihnen erquickt als in dem öden Kreise Tonloser Menschenherzen und Menschenseelen. Mit sanftem Mitleid giebst du mir meine Seufzer zurück; so verlassen und unverstanden ich seyn mag, fühle ich doch aus jedem deiner gebrochenen Töne, daß eine alles-durchdringende, alles-verbindende Mutter mich erkennt, mich höret.

Der

Der sterbende Schwan.

"Muß ich allein denn stumm und Gesanglos seyn? sprach seufzend der stille Schwan zu sich und badete sich im Glanz der schönsten Abendröthe; beinah ich allein im ganzen Reich der gefiederten Schaaren. Zwar der schnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir o sanfte Philomele beneide ich sie, wenn ich wie festgehalten durch dieselbe langsamer meine Wellen ziehe und mich im Abglanz des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich singen, goldne Abendsonne! dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes niedertauchen und sterben."

Stillentzücket, tauchte der Schwan nieder und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor; als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn freundlich zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne, der schöne

Phöbus. „Keusches, liebliches Wesen, sprach er, die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest und sie konnte dir nicht eher gewährt werden.“ Kaum hatte er das Wort gesagt, so berührte er den Schwan mit seiner Leier und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's und aufgelößt und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh besingend die schöne Sonne, den glänzenden See und sein unschuldiges, seliges Leben. Sanft, wie seine Gestalt war das harmonische Lied: lange Wellen zog er daher in süssen entschlummernden Tönen, bis er sich — im Elysium wieder fand, am Fuß des Apollo in seiner wahren, himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen mußte: denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch

sein

treues Weib ankam, die sich in süssem Gesange ihm nach zu Tode geklaget. Die Göttin der Unschuld nahm beyde zu ihren Lieblingen an; das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles hoffendes Herz! was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, giebt dir der Augenblick deines Todes.

Der Sphinx.

Eine Erd- und Menschengeschichte.

1.

Sehet ihr jene dunkle Wolke? sprach Jupiter an einem Tage, da die Götter in Freude lebten: helldunkel und verwirrt schwebt sie tief unter unserm Fuß in den Lüften; was gilts, wenn wir sie zu einem Wohnplatz belebter Wesen und zu einem neuen Spiel unsrer Freuden machten? Er sprachs, und alle Götter stimmten ihm bey.

Sogleich sandte Rhea, die Mutter der Götter, den künstlichen Vulkan hernieder, und gab ihm von ihrem ewig brennenden Altar das himmlische Feuer in seine Hände. Ungestüm fuhr er hernieder und zerstieß am Felsen, dem Kern der Wolke, seinen Fuß, daß er noch davon hinket. Er gieng in die Klüfte des Felsen mit seiner Flamme, und bereitete sie zum Heiligthum der Vesta: er bildete Gänge in denselben, wo er noch seine Metalle schmiedet.

Juno

Juno, seine unsterbliche Mutter, sah ihm nach, und erheiterte mit dem Lächeln ihres Blicks die oberste trübe Luft. Neptun goß seine Wasser auf die Erde: da wurden Meere und Ströme; Pallas warf ihren Schleier hinab: da ward die schöne Bläue der Luft, geschmückt mit goldenen Sternen. Apollo fuhr rings um sie her, und goß auf sie seine Strahlen. Seine keusche Schwester fuhr langsam ihm nach, und ließ den Kopfschmuck ihres Hauptes den Mond, über ihrer Atmosphäre. Ceres leerte ihr Fruchthorn aus, voll Saamen und Kräuter; und die himmlische Venus ließ sich nieder, alles erfüllend mit Leben und Liebe. Der neue Schauplatz grünte und blühete; und alle Götter vereinigten sich, ein Geschöpf zu schaffen, das dies neue Tempe genösse und fühlte.

Der Vater der Götter winkte, und Leben quoll in den Staub: es regte sich ein Gebilde in Göttergestalt und die Göttinnen eilten hinzu, es aufzurichten von der Erde. Pallas berührte seine Stirn, und der Funke der Weisheit zündete

an in seinem Haupte. Juno berührte seine Augen, und sie blickten majestätisch umher. Venus berührte s ine Lippe, und die schönste Gabe ihres Schatzes, Ueberredung der Liebe floß auf dieselbe. So bildeten sie einen Mann: so bildeten sie ein Weib: Göttinnen und Götter freuten sich ihres Gebildes.

Als plötzlich der Bote der Götter ankam, der eben ausgesandt gewesen war, das Schicksal um einen Spruch zu befragen, und erschrocken die Nachricht brachte, daß die mächtigen Götter des Tartarus über ihr neues Gebilde zürnten. „Ohne sie zu befragen, sprach er, habt ihr ihnen ein so weites Gebiet ihrer dunkeln Herrschaft entrissen; darum ist Pluto ergrimmt, die alten Parzen, die wütenden Erynnien zürnen: Nemesis hat euch beym Schicksal verklagt, und die unerbittliche Mutter hat ihren Klagen Gehör gegeben. Vernehmt ihre strenge Entscheidung:

„Ein kurzes Leben sey den Lebendigen auf ihrer neuen Erde bestimmt; und da sie aus dem Felsen hervorgebracht ist, so sey der Sterblichen

Leben

Leben ein hartes Leben. Das Metall in ihrem Schooß sey ihnen ewige Mühe, ein immer wachsender Hader und Vielen der mordende Tod. Brüder werden Brüder erwürgen, und Hirten der Menschen ihre Völker schlachten. Der Freund stellt seinem Freunde nach Leben und Ruh; und selbst die süßen Gaben der Himmlischen, Verstand und Ueberredung und Liebe werden ihnen ein immerfließender Quell des Irrthums und des Truges und des Jammers. Also will es das Schicksal!"

Erblasset standen alle Götter da, als Merkur sprach; denn eben als er noch sprach, stieg schon die Dienerin des Schicksals die ehrwürdige Nemesis herauf, sie, die immer die Erde durchwandert, zu vergelten das Gute, zu strafen das Böse. Ungesehen geht sie umher und zeichnet die Thaten an und wie sie ihr Buch der Unerbittlichen vorlegt: so wägt das Schicksal.

2.

Die Götter waren bestürzt; doch nicht ohne Rath und Hülfe. Sie wußten, das Schicksal

sey unerbittlich, aber auch gerecht; widerrufen läßt sich sein Ausspruch nicht, aber er läßt sich anwenden und mildern. Im Urtheil, das Merkur gebracht hatte, war nicht bestimmt, daß die Neuerschaffnen ein Eigenthum der Unterirrdischen seyn sollten; noch weniger war die Linderung der Leiden, die ihnen das Schicksal auflegte, einem mitleidigen Wesen versagt. Aufs neue also sandten sie den Merkur ans hohe Fatum hinauf, mit einer zwiefachen Vorstellung zu lindern den Spruch des Schicksals.

Gerechte Göttin, sprach Merkur und trat vor die ewigen Tafeln, der Mensch ist unschuldig an seinem Daseyn: er hat sich nicht selbst geschaffen. Vergönne also, daß die, die ihn ins Leben riefen, ihm auch sein kurzes gefährliches Leben versüßen und lindern.

Die ewige Tochter der Nothwendigkeit neigte bejahend ihr Haupt und Merkur sprach weiter.

Gerechte Göttin! Der Boden der Erde ist den Unterirrdischen abgewonnen und so bleibe er

das

das Gebiet ihrer Herrschaft, aus dem sie Gift und Quaalen den Sterblichen senden. Aber alles Lebendige auf und über der Erde ist der himmlischen Götter Werk: vergönne, daß es in ihrer Herrschaft bleibe. Wenn die Parze schneidet: so werde der Leib des Menschen zu Staub; aber mir erlaube, daß ich den himmlischen Athem ins Reich der Himmlischen führe, aus dem er entsprang.

Du bittest zu viel, sprach das Schicksal und Nemesis rede.

Nemesis trat heran und sprach: die ewigen Gesetze fodern Wiedervergeltung. Wer Böses auf der Erde verübt und es nicht büßet: der büße es im Tartarus ab, bis seine Seele rein ist: dann führe sie, wohin du willt. Die Reinen und Guten kannst du mitten durch den Orkus führen; ich wehre dir nicht den Weg.

Das Schicksal winkte Ja, und Merkur verließ den gerechtesten der Throne.

3.

Welch eine andre Scene begann nun auf der Erde! Die Himmlischen und Unterirrdischen

waren im friedlichen Kampf mit einander um die glücklich-unglückliche Menschenheerde: denn ihre Grenzen waren vom Schicksal geschieden, und die gerechte Nemesis war Bewahrerin dieser Grenzen. Der Schlund des Tartarus brachte Unheil ans Licht: Krankheiten und Seuchen, Erdbeben und Feuerströme stiegen hervor; das verführende Gold und das mordende Eisen. Die Parzen webten und schnitten ab: die Erynnien schwungen ihre Fackeln in die Herzen der Menschen; doch nicht anders, als ihnen die Thatenverzeichnende Nemesis Erlaubniß gab und winkte.

Gegentheils thaten die Götter aus helfendem Mitleid mehr für die Menschen, als sie zur bloßen Zeitkürzung würden gethan haben: denn die Elenden waren ihr Werk. Merkur gieng hernieder und gab ihnen das Geschenk der Sprache. Apollo gieng hernieder, und ward ein jugendlicher Hirt: er lockte sie in ein friedliches Thal und erweichte die Herzen der Jugend durch Gesang und Liebe. Bacchus gieng hernieder und zeigte den Menschen die erquickende Traube:

er preßte sie in den Becher des Gastrechts, den er mit Rosen der Freundschaft und mit dem Lotos milder Vergessenheit kränzte. So mischten sich tausendfach, unerkannt und in vielen Gestalten die Götter unter die Menschen: sie besuchten die Hütten der Armen, und waren insonderheit beym Spiel der unschuldigen Jugend. Grazien und Tugenden aus dem Gefolge der Venus beschäftigten sich mit der schönsten Zeit des Menschen, wenn er im Liebreiz blühet, und allen sanften Eindrücken gern Raum giebt. Ja endlich bekam zu noch größerer Sicherung jeder Mensch am Tage seiner Geburt einen hülfreichen Genius, der ihn unsichtbar begleite, der aber, um seine Vernunft zu eigner Thätigkeit zu gewöhnen, ihn minder lehre als warne, ihn kräftiger rette als führe.

4.

Was sollten die Götter mehr thun, als sie thaten? und dennoch sahen sie viel vergebliche Mühe vom Werk ihrer Hände. Gern hätten sie den Menschen den kleinen Stolz gegönnet, daß

sie alle das erfunden haben, was eigentlich die Genien und die verkleideten Götter für sie erfanden; wenn nur auch die Geschenke ihrer schönsten Erfindungen dem kindischen Geschlecht Nutzen gebracht hätten. Aber nach dem Spruch des Schicksals ward ihnen das Beste zum Aergsten. Bacchus mit seiner gekelterten Traube, Apoll mit seinem Gesang und Tanz, Merkur mit seiner Citter und seiner überredenden Sprache, am meisten endlich Venus mit ihrem Zauberkelch der Freude und Liebe sahen Folgen, an die sie nicht gedacht hatten, und für die sie keine Mittel mehr wußten. Die Thörichten und Verkehrten! sie fingen an, den Gott auch in seiner tiefsten Verkleidung zu erkennen und zu fliehen. Tugenden und Grazien wurden aus allen Spielen verbannt: der Liebreiz und die erröthende Schaam flohen die Wangen der Jugend und für die Stimme des Genius war jedes Ohr taub, jedes Herz eisern. „Wir sind keine Götter, sprachen sie, und wollen unter uns leben. Vernunft ist uns gegeben, und so bedürfen wir keiner einhauchenden Stimme beschwerlicher Lehrer."

Die

Die Parzen schnitten und die Erynnien streuten Funken. Nemesis zeichnete an: die Erde war voll unglücklicher, und der Tartarus voll büßender Menschen. Voll Traurigkeit und Zorn über den Undank der Menschen zogen die Götter in den Olymp, und ließen ihnen ihre thierische Behausung.

5.

Bis Pallas einst vor Jupiter erschien, und ihn mit einem Andenken ans versunkne Menschengeschlecht störte. Ruhest du, Vater? sprach sie: kannst du ruhen und dir verzeihen, daß du Unglückliche gemacht hast?

Ich habe sie nicht zum Unglück erschaffen wollen, sprach er, und schwieg.

Das beruhigt dich, Vater, fuhr die fürsprechende Göttin fort; aber auch dich nicht ganz: noch weniger jene Unglückliche selbst, und am wenigsten das hohe Schicksal, das dir alle Mittel der Linderung und Verbesserung ihres Zustandes in deine Hand gestellt hat.

Und

Und welche wären übrig? antwortete er im Unmuth. Sind sie nicht alle versucht worden, um Undankbare zu verbinden, und Unglücklichen durch ihre eigne Schuld das Unglück zu mehren? Laß mich, Tochter.

Zürne nicht, Vater, sondern höre mich gütig an, wie du mich sonst hörtest. Die Mittel, die wir bisher an den Sterblichen versucht haben, waren ihnen auswärtige, fremde Mittel. Ein Gott mußte ihnen beystehen, ein Genius sollte sie warnen, ein höherer Geist für sie erfinden; was Wunder, daß sie diese fremden Wohlthaten sich zur Beute gemacht und gemißbraucht haben? was Wunder, daß sie endlich dieses ganzen störenden Götterumgangs müde geworden sind? Das Gute quoll nicht aus ihrem Herzen: es ward nicht in ihrer eignen Seele gebohren. —

Und was folgte draus, meine Tochter?

Daß es ihnen auch nicht die Freude der Selbstempfängniß gab, den Grund der daurendsten mütterlichen Freude. Offenbar, o Vater, versahen wirs in unsrer Menschenbildung, daß

wir den Thon zu schwach und zu fein nahmen, daß der Hauch unsers Mundes sich ihnen in zu geringem Maas mittheilte, als daß sie die Gefahren bestehen könnten, die ihnen das Schicksal auflegte. Wir müssen also uns ihnen noch enger zu verknüpfen, ihre innere Kräfte zu stärken und das Menschengeschlecht durchs Menschengeschlecht zu erheben suchen. —

Die dunkle Philosophin hätte vielleicht noch lange so fortgeredet; aber die schalkhafte Venus unterbrach sie, und warf dem Jupiter zu den Apfel der Liebe.

Pallas schwieg und schlug den Schleyer nieder: denn das hatte ihr dunkler Rath nicht gemeinet; die Auslegung der Venus aber gefiel, und Jupiter gieng den Göttern vor am Beyspiel. Er schlüpfte hinunter, bald als goldner Regen, bald als Schwan, bald in andern Gestalten, wo irgend er nur eine Schönheit fand, in der ein Funke von Götterseele gedeihen konnte. Einige Götter und selbst Göttinnen folgten nicht ungern; insonderheit ließ sich die zärtliche Mutter des

Men=

Menschengeschlechts, die den Rath mit dem Apfel gegeben hatte, auch die Ausrichtung des Rathes sehr angelegen seyn, so daß zuletzt jeder entzückte Liebhaber in seiner Chloris eine Venus oder Grazie zu umarmen glaubte. Selbst die keusche Diana ward von der großmüthigen Begierde, Menschen zu veredeln, ergriffen, und hieng, da sie sich ihrem Endymion leibhafter Weise zu nahen nicht wagte, mit zärtlich begeisterndem Blick über seinem schlummernden Auge. Nur zwo Göttinnen, Juno und Pallas, blieben keusch: jene aus Stolz und Eifersucht; diese, deren Rath gänzlich verfehlt war, aus schamhafter Weisheit.

6.

Die Scene des Menschengeschlechts ward nun in ihrem Innern verändert. Halbgötter und Heroen erschienen; nicht durch fremde, sondern durch eigene Kräfte: der Saame der Göttlichkeit war in sterbliche Leiber gepflanzet. Welche größere Thaten geschahen jetzt! welchen weitern

tern Begierden gab die enge menschliche Brust Raum! Aeskulapius, Jupiters Sohn, erweckte Todten und verminderte dem Tartarus sein Reich. Herkules und so manche andre seiner Art befreyten die Erde von Ungeheuern, und drangen als Sieger selbst in der Unterirrdischen Wohnung. Sanftere Göttersöhne kamen auf sanftere Art den Unterdrückten zu Hülfe: manchen frühern Simonides erretteten Castor und Pollux, ohne daß die Geschichte ihre Sagen erhalten. Als eine hülfreiche Flamme schwebten sie über den Masten der Schiffe, als glänzende Sterne über dem Schlachtfelde, und standen den Streitenden bey. Der Sohn Apollo's und der Muse zähmte abermals thierische Menschen mit seinem Saitenspiel, und drang seiner geliebten Euridice bis ins Reich der Schatten nach. So stifteten Göttersöhne den Bund der Freundschaft und Treue bis über das Grab: Heroen warens, die Königreiche gründeten, Gesetze gaben, Staaten stifteten, und noch in ewigem Nachruhm leben. Sie warteten nicht auf den Stab Merkurs, sie durch die

Thäler der Unterirrdischen zu führen; in Flammen gereinigt stiegen sie selbst zum Himmel empor, und die Götter bewillkommten sie als ihre Söhne und Brüder. Im Himmel und auf der Erde siegprangten die Göttersöhne und Venus lächelte über ihren Apfel der Liebe.

Aber wie bald gieng auch diese Scene vorüber! Die alten Götter wurden ihres Werkes müde, und allmählich fieng ihr Geist an unter den Sterblichen zu verhauchen. Die Abkömmlinge der Heroen waren zwar auf ihren Ursprung stolz; allein es war nur ein fremder, ererbter Vorzug, den sie jetzt zur Unterdrückung anderer Sterblichen misbrauchten. Träge floß das Götterblut in ihren Adern, und dafür schmückten sie sich mit Wappen und Ahnen. Schon wollte Jupiter der Pallas Vorwürfe machen, wie sehr ihre Weisheit sie dießmal bey solchem Puppenspiel betrogen; als sie, ohne sich über einen Rath zu rechtfertigen, den sie niemals gegeben hatte, stillschweigend zur Erde hinabstieg, und ihr Werk selbst vollbrachte.

7.

Unter allen Göttern und Göttinnen hatte nemlich Pallas allein den Vorzug, daß sie ohne äußere Berührung im Haupt Jupiters erzeugt war, und also auch unmittelbar auf menschliche Seelen wirken konnte. Keiner Verkleidung bedurfte sie daher, um die Sterblichen zu unterrichten, noch weniger einer täuschenden Verführung. Sie warf die Flöte weg, die ihr Merkur leihen wollte, und die doch immer mehr auf die Ohren als auf die Gemüther der Menschen wirkte; dagegen theilte sie sich unmittelbar lehrbegierigen Seelen mit, die ihren Werth erkannten, und ihre schweigende Gestalt liebten. Sie lehrte den Pythagoras schweigen und denken: ohne wachende Träume enthüllte sie ihm die Gesetze des Weltalls, und öfnete sein Ohr der Harmonie der Sphären. Den begeisterten Plato führte sie ins Reich der Seelen, sie zeigte ihm den Staat der Götter, und selbst die himmlische Liebe. Den Brutus und Scipio bewafnete sie, mit ihrem undurchdringlichen Schilde, und flößte das

Gefühl in sie nicht nur das Vaterland, sondern auch die Tugend zu lieben, den Neid zu verachten, und sich durch sein Schlangenhaar nur anreizen zu lassen zu größerer Tugend. Deshalb setzte sie das Haupt Medusens auf ihre Brust, und gab der Furie daselbst eine himmlische Schönheit. Mit ihrer schlichten Lanze, die einst die Riesen niedergeworfen hatte, schlug sie den Fels und es gieng aus ihm hervor der wohlthätige Oelbaum. Nicht Sieger der Feinde, sondern Wohlthäter der Menschen krönte sie mit seinem friedlichen Laube; am liebsten aber den, der sich selbst überwunden, und mit sich in Friede lebet. Auch sah sie bey dieser Belohnung auf keinen Stand, auf kein Geschlecht, auf kein Alter. Sie brachte sie dem Sklaven Epiktet sowohl, als dem geplagten Marc Aurel auf seinem bestürmten Throne; inwendig in ihrer Seele goß sie aus das Oel des himmlischen Friedens. Auch das weibliche Geschlecht entgieng nicht ihrer schwesterlichen Aufsicht: sie erfand, nicht für sie sondern in ihnen, alle Künste der Arbeitsamkeit und des stillen häuslichen

lichen Fleißes. Mit der Penelope webte sie ihr frommes Gewand, und erquickte die Harrende durch Thränen ihrer geduldigen Hoffnung. Selbst den Tod lehrte sie einige Edle ihres Geschlechts verachten. Sie gab der Arria den Dolch in die Hand, und verwandelte die Kohle der Porcia in glühenden Nektar. Ihren besten Lieblingen aber, Männern und Weibern, gab sie ihr Bild, das Palladium der Unschuld. Als Siegerin erschien sie jetzt im Olympus, ohne Stolz, in ihrer bescheidenen schweigenden Größe. Jupiter gab ihr das menschliche Geschlecht, um welches sie die größesten Verdienste hatte zu eigen, und sie erwählte sich statt aller Lustbarkeiten des Himmels, die Erde zu ihrer stillen und vertraulichen Wohnung. Am liebsten wohnet sie bey dem überlegenden und geschäftigen Weisen; und freuet sich des stillen Glücks einer guten Erziehung, eines häuslichen, arbeitsamen Lebens. Dafür hönte nun freylich die umschweifende Venus sie mit dem Namen einer dunkeln Nachteule; das Schicksal selbst aber sandte ihr als der einzi-

gen und besten Ausführerin seiner Rathschlüsse ein Symbol von der ältesten Art, den Sphynx, das Bild verborgner Weisheit.

Noch ist dein Reich, o große Göttin, hie und da nur im Dunkeln auf der Erde; möge es bald ein allgemeines lichtes Reich werden!

V.

Ueber die Seelenwandrung

Drey Gespräche.

Ueber die Seelenwandrung.

Erstes Gespräch.

Charikles.

Sie kommen mir recht erwünscht, Theages und werden sich wundern, daß sie mich in einer so gelehrten Werkstäte antreffen.

Theages. Welche Bücher! Griechisch, Latein, Englisch, gar Ebräisch; und wovon handeln sie alle? . . . Von der Seelenwanderung. Darüber läßt sich nun freylich viel sprechen und schreiben.

Ch. Lassen Sie uns also sprechen.

Th. Ich bins zufrieden: denn ich bin müßig. Eine Hypothese, die so reich ist, die so fern

von uns liegt, für die und wider die sich also so viel, viel sagen läßt, verdient ja wohl einige Worte für und gegen. Aber wir müssen uns erst erklären, was die Seelenwandrung sei? Es giebt eine **von unten herauf**; Eine andre **von oben hinab, rückwärts**, eine dritte geht **in die Runde umher**. Verstehen wir uns?

Ch. Vollkommen. Die **von unten hinauf** ist, wenn etwa niedrigere Keime von Leben zu höhern verfeinert werden, wenn z. E. die Seele der Pflanze Thier, die Seele des Thiers Mensch würde u. s. f. **Von oben hinab rückwärts**, ist die Braminen-Hypothese: daß gute Menschen zur Belohnung, Kühe, Schaafe und weiße Elephanten, die Bösen zur Strafe Tiger und Schweine werden. Die dritte **in die Runde umher**, ist — die in die Runde. Von welcher wollen wir zuerst reden?

Th. Von welcher es Ihnen gefällt. Die erste hinaufwärts ist sehr wahrscheinlich, und wenn sies ist, so zerstört sie die zweite und dritte. Ist

der

der Weg hinaufwärts bei allem Lebenden Gesetz der Natur: nun, so kann nichts zurück, oder ewig im Kreise umhergehn: so muß auch der Mensch vorwärts. Bei ihm, als dem obersten Gliede der Kette, die wir kennen, kann die Schnur nicht abreissen: er ist ein Wesen wie alle Wesen und muß, wenn alles fortgeht, nach dem allgemeinen Gesetz der Natur, mit fortgehen. —

Ch. Da nehmen wir aber schon dies Gesetz der Natur als bewiesen an? —

Ch. So wollen wirs nicht annehmen und von der ersten Art der Seelenwandrung, ob z. E. der Mensch erst Thier, vorher Pflanze gewesen und auf seinen jetzigen Platz fortgerückt sey, noch gar nichts wissen. Wir reden also nur von der zweiten und dritten Reise, rückwärts oder in die Runde und fragen: ob dazu Data in der Natur, Erfahrungen aus dem Menschengeschlecht, Ahndungen in unsrer Seele, Begriffe in Gott, so fern wir ihn

kennen

kennen oder im gesamten Weltlauf liegen? Getrauen Sie sich zu antworten?

Ch. Beynahe. Und ich fange vom klärsten, von den Erfahrungen aus dem Menschengeschlecht, an. Kennen Sie keine grosse seltne Leute, die, was sie sind, ohnmöglich auf Einmal in Einer Menschenexistenz geworden seyn können? Die schon oft da gewesen seyn müssen, um zu der Reinheit von Gefühl, zu dem Instinktmäßigen Triebe für alles Wahre, Gute und Schöne, kurz, zu der Eminenz und natürlichen Oberherrschaft über Alles, was um sie ist, gelangt zu seyn. Kennen Sie solche Menschen nicht?

Th. Ich wüste keinen.

Ch. Haben Sie also auch von keinen solchen seltnen, grossen, eminenten Menschen gelesen?

Th. O Freund, was soll das Spiel, grosse Männer nach Uniformen zu rangiren? Ich kenne grosse Männer im Leben und in der Ge-

Geschichte; aber keinen, der, um der Mann zu seyn, der er ist, nothwendig etlichemal in Menschen-Mutterleibe gewesen seyn müßte. Die größten Männer, fand ich immer, waren die bescheidensten und aufrichtigsten. Sie verschwiegen nie, was sie in ihren Augen sind? was sie waren? was und wie sies wurden? Sie stürzten sich nicht in den Aetna um Götter zu werden *), weil die Eisenpantoffeln doch immer zu rechter Zeit ans Tageslicht kommen. Vielmehr gaben sie Confeßionen für Welt und Nachwelt heraus und beichteten.

Ch. Und was beichteten sie? Erinnern Sie sich nicht des Pythagoras der Euphorbus gewesen war, des Apollonius von Tyana —

Th. Lassen wir die fabelhaften Schatten und kommen lieber auf Personen, die uns im Licht stehn.

(*) — Deus immortalis haberi,
dum cupit Empedocles, ardentem frigidus Aetnam
insiluit —

Horat.

stehn. Petrarchs, Cardans, Montagne, Luthers, Rousseaus Confessionen, sagen sie wohl eine Sylbe davon, daß diese gewiß großen wenigstens sonderbaren Männer sonst schon in der Welt waren? daß sie fühlten, sie hätten ohne das nicht die werden können, die sie sich zu seyn bestrebten? Bekennen sie nicht gegentheils aufrichtig, wie sie sich empor gearbeitet, mit Mühe aus dem Nichts gezogen, alle Fehler und Schwachheiten noch in sich gefühlt, ja von solchen hingerissen unzweifelhaft ganz schlechte Menschen hätten werden können, wenn sie ihnen den Ziegel schiessen liessen? Erinnern Sie sich des Sokrates vor jenem Gesichtsdeuter, und Sokrates war doch auch Pythagoräischer Träume sehr fähig. —

Ch. Vielleicht auch dieses Pythagoräischen Traums; überhaupt aber wissen wir von Sokrates, aus seinem eignen Munde zu wenig: er spricht nur durch den Mund andrer. Lassen Sie also die Exempel und sagen: glauben Sie nicht, daß der recht großen Leute nur wenig in der Welt gewesen?

Th.

Th. Sie hießen nicht groß, wenn ihrer nicht wenige wären.

Ch. Meynen Sie, daß diese in allen Jahrhunderten seltnen grossen Leute durch Fleiß, durch eine Mühe, zu der jeder Handwerksgeist fähig ist, oder durch Natur, durch eine Art angebohrnen Sinnes, durch eine Inspiration, die sie sich nicht gegeben hatten, die sie nie verließ, die niemand ihnen nachmachen konnte und jedermann unglücklich nachahmte, allein dadurch das waren was sie waren und in aller Zeit seyn werden? Sie erschienen wie Genien, sie verschwanden wie Genien, und man konnte nur sagen: "da war er, da "stand er, und ist nicht mehr: wo ist wie Er ein andrer?" Meynen Sie das nicht?

Th. Ich darfs nicht meynen, denn es bestätigts die ganze Geschichte; aber was thut dies zur Seelenwandrung?

Ch. Hören Sie weiter. Erschienen nicht meistens die großen Leute auf Einmal? Wie eine Wolke himmlischer Geister liessen sie sich nieder,

der, wie Auferstandne und Wiedergebohrne, die nach einer langen Nacht des Schlafs eine alte Zeit wiederbrachten, und als Jünglinge da standen in neuer Himmelsschönheit. Ists nicht, als ob das Rad der Zeiten umlaufen müßte, um das menschliche Geschlecht wiederzugebähren den Verstand aufzuwecken und die Tugend zu erneuern? Wie, wenn solche Revolutionen in der sichtbaren Welt gerade das wären, was der Name sagt, Revolutionen auch in der unsichtbaren, der Geister-Welt, ein Wiederkommen alter edler Geister und Menschen-Geschlechter?

Th. Das klingt artig. Lassen Sie uns sehen, was an dem glänzenden Traum sey. Daß große Geister selten sind, läugne ich nicht; auch das gebe ich zu, daß sie das, was sie waren, durch Natur, und nicht durch den improbus labor allein, seyn konnten. Aber zur Seelenwanderung thut dies nichts. Auch unter den Thieren giebts in jedem Geschlecht große Stuffen und Unterschiede von Fähigkeiten, die nur diejenigen näher bemerken, die mit einem solchen Geschlecht gleichsam

sam vertraulich leben: sind deßhalb diese Thiere auch gewandert? Hat der gescheutere Hund oftmals Hund seyn müssen, um, was er ist, zu werden? Oder kommt nicht offenbar alles auf glücklichere Organisation, fröhlichere Erzeugung, edlern Stamm, gute Umstände des Landes, des Klima, der Geburt, Erziehung und des hundertarmigen Zufalls an, der sich so schlimm in allen seinen Gelenken herzäh'en und modeln läßt? Nun vergleichen Sie Thiere und Menschen, ein Hackbrett von zwey Saiten mit der Laute, der Orgel! Welche unendliche Verschiedenheit muß im Menschengeschlecht herrschen, eben weil der Umfang seiner Kräfte so groß, seine Bildung so zart, seine Fähigkeiten so vielfach, das Klima in dem er lebt, die Welt von Umständen, die auf ihn wirken, so ungeheuer mancherley, kurz, die Glieder seiner Kette so commensurabel und so incommensurabel sind, wie Sie sichs nur denken wollen. Was kann aus einem Menschen werden! Wer hat noch je das Ziel gesetzt, wie viel und nicht mehr aus einem derselben werden könnte?

Und aus so vielen? in dem Strome der immer fortfließenden Welt und Menschenbildung? Wärs da nicht ein größeres Wunder, wenn lauter Plattköpfe gebohren würden, als jetzt, da sich noch manchmal gescheute Leute zeigen? Wollten Sie denn, daß der elektrische Funke nie rein und hell schlage? daß die reine Menschenform nicht unter einem Heer von Larven wenigstens hie und da zum Vorschein komme? Was brauchen wir Poltergeister und Revenants, da ja diese edlere Form wahre eigenthümliche Menschenform ist, von der wir eben nur durch Abartungen, die sich leider so natürlich erklären lassen, unglücklicher Weise abgekommen sind, und uns vielleicht immer mehr entfernen? Mit eben so vielem Recht könnten Sie sagen, daß Engel sich in solche höhere Menschen verkörpern: oder daß, wenn ihr Genie instinktmäßig wirkt, Thiere mit Kunsttrieben in ihnen wiedergebohren würden. Ich sehe nicht, warum wir eben die Todten stöhren, und den Propheten Samuel im Schlafrock hervorbringen müßten, nur damit wir ausrufen

könn-

könnten: Ich sehe Götter aufsteigen aus der Erde! — Sehen Sie die Menschheit menschlich an, und sie wird Ihnen menschlich erscheinen. Betrachten Sie die einzelnen großen Leute in ihrer Organisation, nach ihrer Geburt, Erziehung, Ort und Stelle: sie werden nicht übers Meer fahren dürfen, um Schatten herbey zu holen.

Ch. Aber, daß diese seltnen Leute meistens zu Einer Zeit leben? —

Th. Ist das Ihr Beweis, guter Seelenwandrer? Als ob der Hause Seelen wie in Dante's Hölle durch einen Windstoß herbeygetrieben, oder ein Trupp Riesen wie in Bodmers Noah auf einem Luftschiff herangesegelt käme, und nun hier abzusteigen beliebte? Schlagen Sie in der Geschichte nach, Sie werden immer finden, daß äußere Ursachen die Leute weckten; daß Umstände, Erfordernisse, Noth, Belohnung sie auffoderten, Nacheifrung sie anreizte, daß eine Reihe Fehler sich erschöpft hatte, daß eine Nacht von Zeiten vorbey war, und endlich doch wieder einmal Morgen anbrechen mußte.

Meistens hatte man so viel vorgearbeitet, daß diese glücklichern Leute nur die Fehler und Bemühungen ihrer Vorfahren nutzen durften, um Ruhm zu erlangen. Nach Dissonanzen trafen sie auf consone Punkte der Saite — und das ist alles, was durch Vergleichung der Zeiträume und Menschen unser Auge erreicht. Weiter hin ins Unsichtbare dem Finger der Gottheit nachtappen wollen, wenn und wie er Menschen gebohren werden läßt? halte ich über unsrer Sphäre. Ich kann, wenn es aufs Dichten ankommt, sie sodann eben sowohl aus dem Monde, bey gewissen glücklichen Vierteln, als aus der Vorwelt, durch eine Palingenesie herleiten, die nicht eben so regelmäßig wie der Mond wechselt.

Ch. Das letzte thut nichts. Wir sind noch viel zu jung in der Geschichte: wir haben noch viel zu wenig dergleichen periodische Revolutionen erlebet, als daß wir sie wie den Mondswechsel berechnen könnten.

Th. So sind wir auch viel zu jung, Fictionen zu hegen, die wir nicht beweisen können, zu denen

denen wir aus aller Geschichte keine festen Data haben. Jung oder alt — das Wiederkommen des menschlichen Geschlechts müßte merklich geworden, die Ebbe und Fluth der Geister müßte, wenn auch nur muthmaßend, bemerkt seyn. Ja wenn mit dem Wiederkommen der menschliche Verstand und der moralisch-feine Sinn, die innere Thätigkeit und Elasticität des Menschen, gar wüchse: Himmel, wie vortrefliche Menschen müßten wir haben, an denen, die schon zehnmal dagewesen wären! Und wo sind diese? Wo, mein Freund, sind sie? Die weisern, bessern, stärkern Menschen — haben sie in der neuen Zeit oder im Alterthum gelebet? und wie oft sind denn die **Homere**, **Sokrates**, **Pythagoras**, **Epaminondas**, **Scipionen** wieder erschienen? geschweige, daß sie von Jahr- zu Jahrhunderten gewachsen wären! Immer waren die menschlichen Phönixe selten, und werdens bleiben. Wir dürfen nicht besorgen, daß mit dem Jahr 1800 plötzlich Götter auf der Erde statt der Menschen wandeln werden, weil das Kreisrad nun den

nassen Leim getrocknet, und die Figuren zur Form gebracht habe. Lassen wir also diese Wahrsagungen an Ort und Stelle, und begnügen uns Menschen zu seyn wie unsre Vorfahren gewesen, Einmal gebackne Menschen, noch nicht zum zweytenmal in Jupiters Hüfte genähet. — Oder wissen Sie etwa, lieber Wandrer, ein Geschichtchen aus Ihrer Urwelt, dessen ich mich auch erinnere? so bringen Sie es vor.

Ch. Sie sollen es haben; nur bitte ich Sie aufrichtig zu seyn, und die Gedanken und Zurückerinnerungen Ihrer Jugend, insonderheit Ihrer ersten unbefangenen Kindheit, nicht zu verläugnen. Haben Sie nicht oft Erinnerungen eines vorigen Zustandes gehabt, den Sie in dieses Leben nirgend hinzusetzen wußten? In den schönen Zeiten, da unsre Seele noch eine halbgeschloßne Knospe ist, haben sie nicht Personen gesehen, sind an Oerter gekommen, wo Sie hätten schwören mögen, Sie seyn schon da gewesen, Sie haben die Personen schon gesehen? Und doch wars in diesem Leben nie (wie Sie sich

beym Ueberdenken völlig vergewissern können) — woher sind also diese Erinnerungen? Woher können sie seyn, als aus einem **vorigen** Zustande? Daher sind sie auch so süß, so erhebend! Die seligsten Augenblicke, die größesten Gedanken eines Menschen, rühren daher; in gemeinern Stunden staunen wir uns selbst an, und begreifen uns nicht. Und das sind **wir**! wir, die aus hundert Ursachen so tief hinabgesunken, und in die Materie verkleibt sind, daß uns wenige Erinnerungen so reiner Art übrig bleiben. Die höhere Menschen, die, von Wein und Blut gesondert, ganz in Einfalt, in Mäßigkeit, in der Ordnung der Natur lebten, brachtens ohne Zweifel höher: wie das Beyspiel **Pythagoras**, **Jarchas**, **Apollonius**, und anderer lehrt, die sich **deutlich** erinnerten, was und wie vielmal sie in der Welt gewesen waren. Wenn Wir blind sind, oder kaum zwey Schritte vor uns sehen, dürfen wir deshalb läugnen, daß Andre hundert und tausend weiter, ja bis auf den Boden der Zeit hinab, in den tiefen, dunkeln Brunnen der Vorwelt sehen können,

nen, und daselbst alles rein, deutlich, hell und klar gewahr werden?

Th. Sie sind ein wahrer Pythagoräer, mein Freund, und würdig, daß Sie bis zum tiefsten Brunnen der Vorzeit, ja bis zum Urquell der Wahrheit kämen, wenn Menschen dahin kommen können. Ich gestehe Ihnen frey: auch mir sind dergleichen süße Träume der Rückerinnerung aus meiner Kindheit und Jugend bekannt. Ich kam in Oerter und Umstände, wo ich hätte schwören mögen, schon gewesen zu seyn: ich sah Personen, wo es mich dünkte, mit ihnen gelebt zu haben, gegen die ich gleichsam auf alte Bekanntschaft fußte. Sollte es aber davon keine andere Ursache geben?

Ch. Ich wüßte keine, als die Rückerinnerung eines vorigen Zustandes!

Th. Allerdings eines vorigen Zustandes; nur nicht ausser unsrer Lebenszeit und in einem andern Körper. Wäre die Erfahrung in diesem geschehen, so wäre die Erinnerung körperlicher Gegenstände, auch wahrlich in einer Welle des Stroms

Lethe

Lethe geblieben, und käme uns jetzt nicht in einem andern Körper wieder. Haben sie aber nicht auf sich Acht gegeben, wie sich die Seele immer ingeheim beschäftigt: wie sie insonderheit in der Kindheit und Jugend Plane macht, Gedanken vereinigt, Brücken baut, Romane aussinnet, und im Traum alles mit Zauberfarben des Traums wiederholet? Sehen Sie jenes Kind stille spielen und sich mit sich unterhalten. Es spricht mit sich selbst: es ist in einem Traum lebhafter Bilder. Diese Bilder und Gedanken werden ihm einst wiederkommen, zu einer Zeit, wenn es sie nicht vermuthet, und nicht mehr weiß, woher sie sind. Sie werden ihm mit der Dekoration der ganzen Scene erscheinen, in der es sie dachte, oder die ihm gar ein jugendlicher Traum anschuf. Die Situation wird die Seele angenehm täuschen, wie jede leichte und Ideenbringende Zurückerinnerung täuscht: man wird sie für eine Eingebung ansehen, weil sie wirklich wie Eingebung aus einer andern Welt, d. i. reich an Bildern und ohne Mühe kommt. Ein einziger Zug des jetzigen

Gemähldes bringt sie: ein einziger Klang, der jetzt die Seele berührt, erweckt alle schlafende Töne aus ältern Zeiten. Das sind also Augenblicke der süssesten Schwärmerey, insonderheit bey schönen, wilden Lustörtern, bey angenehmen Augenblicken des Umgangs mit Personen, die wir unvermuthet und sanftgetäuscht in **uns** oder **uns** in ihnen gleichsam aus einer frühern Bekanntschaft fühlen: Erinnerungen aus dem Paradiese, aber nicht eines schon einmal genossenen Menschenlebens, sondern aus dem Paradiese der **Jugend**, der **Kindheit**, angenehmer **Träume**, die wir schlafend oder wachend träumten, und die ja eigentlich das wahre Paradies sind. Die Palingenesie ist also richtig, nur nicht so wunderbar, wie Sie meynten, sondern sehr natürlich.

Ch. Ihre Erklärung ist reizend, aber —

Th. Ich meyne, sie könne auch überzeugend werden, wenn wir auf uns selbst merken. Glauben Sie nicht, daß ein Mensch die höchste Freude, ja eine Art von Entzücken spüret, wenn er einen Traum, den sich die Seele aus ihren

liebsten Bildern schuf, nun unerwartet und plötzlich, wenn auch nur Stückweise, realisirt sieht? Muß sie einem solchen Traum nicht zujauchzen und ihn umarmen, wie Adam die Eva umarmte: da sie in ihm das Gebilde ihrer selbst, das Geschöpf ihrer süssesten Augenblicke, die Frucht ihrer geheimen Liebe gewahr wird? Sehen Sie, m. Fr., daher kommen die Anstaunungen, die plötzlichen und oft so angenehmen, so tiefahndenden, so gewaltigen Sympathien, daher kommt das weissagende Göttliche des ersten Eindrucks. Kein zweyter Eindruck kann es uns geben: er schwächt nur die Wollust des Ersten und decomponirt das Gemälde. So lange die Seele sich den ersten Traum wahrmacht, schwebt sie gleichsam im Elysium der Kindheit; ist der Traum aufgelöst, so sind leider! die Götter — Menschen worden, sie baut den Acker und nährt sich mit Kummer und Schweiß des Angesichts. Merken sie insonderheit, daß bey wohlorganisirten Menschen dergleichen Erinnerungen meistens schön, aber wild, romantisch, oft überspannt sind — gerade wie

die

die Eindrücke und Gefühle der Jugend. Kranke Leute behalten Ideen des Schmerzes, schwache Leute Gefühle der Mühe und der Lästigkeit aus frühen Gefühlen der Art, die sich ihnen eindrückten. Vielleicht wurden manche begeisterte Helden und Schwärmer durch ein hitziges Fieber dazu in der Kindheit gebildet, davon ihnen Ideen blieben. Diese kommen zu gewissen Zeiten in Stunden der Schwachheit, des plötzlichen Ueberfalls, wenn die Seele nicht auf ihrer Hut ist und ihre Gedanken gleichviel womit combinirt, wieder, sie kommen oft wieder und werden herrschende Gefühle. Ich könnte ihnen frappante Exempel davon erzählen; mit denen wir aber zu weit abkämen. Bemerken sie Verliebte und Wahnsinnige, insonderheit traurig Verliebte und sanft-Wahnsinnige, sie werden die Macht erster Eindrücke, die ganze Jugend ihrer Seele in allen Zügen ihrer Gemälde sehn, in allen Klagen ihrer Verirrung hören. Ja bemerken Sie nur Ihre eigne Seele in Träumen. Da sind wir alle dergleichen Verirrte. Nach gewissen Jahren decoriren wir

alle

alle unser Träume nur mit Scenen aus der Jugend: selbst die Personen, die in ihnen spielen, wenn es uns die nächsten und liebsten wären, nehmen andre, gleichsam süßere romantische Gestalten an. Bei allen Phantasien der Liebe ist der erste Eindruck der süßeste und unauslöschlich: kurz wir buchstabieren, wo wir können, ein Alphabeth aus der Jugend wieder, dessen Züge uns die angenehmsten, eindrücklichsten, geläufigsten sind. Habe ich Ihnen mit meiner Auflösung ein Gnüge geleistet?

Ch. Noch nicht völlig. Einige Erinnerungen sind doch so sonderbar, so fremde, und gleichsam (um mit Ihrer Sprache zu reden) so gar nicht zu buchstabieren mit den Eindrücken der Kindheit und Jugend dieses Lebens, daß —

Th. Daß man zu Ihnen nothwendig eine andre Welt, ein früheres Leben brauchte? Nun warum bleiben Sie denn nicht Ihrer Hypothese ganz treu, und nehmen wirklich eine andre Welt, ein früheres Zusammenseyn im Reiche der Geister und Seelen an, wie es Plato dichtete,

wie

wie die alten Rabbinen und viele Völker der Welt es sich dachten? Mich dünkt, wenn geträumt seyn muß, so träumt man lieber im freyesten der Träume. Denken Sie sich z. E. wie sie einst mit Ihren Geliebten im Lande der Geister so

— Klein, wie Theilchen des Lichts ungesehn
schwärmeten,
wie sie auf einem Orange-Blatt
sich zum Scherzen versammleten,
Im wollüstigen Schoos junger Aurickelchen
Oft die zaudernde Zeit schmatzend beflügelten—

Warum müssen Sie sich die Scene so eng machen und die Seele in unserer dürftigen Menschheit geistige Allmosen oft und mühsam betteln lassen: da sie sie doch wohlfeiler und alle auf Einmal haben kann, wenn Sie sie ins Reich der Geister senden und sie ihrer körperlichen Klausur entladen. Haben Sie keine Briefe der Verstorbnen an die Lebendigen gelesen?

Ch. Viele.

Th. Nun so wissen Sie, wie frey und zwanglos es im Reich der Geister zugeht. Darum liebt auch die Kindheit Träume der Art sehr, weil sie sich mit ihren Träumen mischen, und dieselbe wie durch Urkunden aus einer andern Welt zu bekräftigen scheinen. Für mich, der ich in Gedichten so was gelten lasse und es früher gerne las; in den Jahren, wo ich jetzt bin, begnüge ich mich, die Träume der Vorexistenz aufzugeben und meine Seele in ihren jetzigen Banden, in ihrer armen Wirklichkeit zu studieren —

Ch. Und was studieren Sie an ihr aus?

Th. Aus? Das weiß ich nicht. Aber an ihr zu studieren, dünkt mich, nutzet viel; und ich wollte, daß wirs auch zu diesem Zweck an unsern Kindern thäten.

Ch. Zu diesem Zweck?

Th. Dazu, daß wir auf ihre ersten Eindrücke, auf die Art und Würkung derselben in ihren Seelen, auf die geheimen Ideen und Bilder merken, mit denen sie sich in der Stille tragen,

gen, die sie wie ein feines unsichtbares Gewebe spinnen und fortspinnen nach eigner Lust und Liebe. Haben Sies bemerkt, Charikles, daß Kinder plötzlich Ideen äussern, über die man sich wundert, wie sie zu ihnen gekommen seyn? die eine lange Reihe andrer Ideen und geheimer Unterhaltungen voraussetzen, die wie ein voller Strom aus der Erde brechen — zum untrüglichen Wahrzeichen, daß er nicht erst den Augenblick aus ein paar Regentropfen zusammengeflossen, sondern lange, lange schon als Strom verdeckt unter der Erde geflossen sey, vielleicht manche Hölen durchbrochen, manche Klippen mit sich gerissen, manchen Unrath an sich gesetzt habe —

Ch. Und wenn wir das bemerken, wer kann wider die Natur? Können wir den Lauf dieser Ströme hemmen oder ans Licht graben, oder gar den Bau der Erde und der Menschenseelen nach unserm Gefallen ändern?

Th. Wir könnens, und könnens auch nicht. Wir könnens nemlich so weit wirs sollen, und sollens soweit wirs können. Wenn wir die Seelen

unsrer

unsrer Kinder liebhaben und von der Macht erster Eindrücke so überzeugt sind, wie ich davon überzeugt bin, sollten wir nicht diese ersten Eindrücke, sofern sie in unsrer Gewalt sind, unvermerkt lenken und wählen? Unvermerkt sage ich: denn sonst ist alles vergebens. Die Seele will bey ihren geheimsten Operationen keinen Zwang, keine mechanische Vorschrift: sie wirkt frey aus sich heraus, und in diesen ersten Arbeiten liegt das Emblem der Wirkungen ihres ganzen Lebens. Sie also belauschen, sie, wenn sie in holden Wüsten, in anmuthigen Labyrinthen irrt und sich zu weit verirret, in der Gestalt eines hellen Sterns, oder wie Minerva bey Homer in der Gestalt eines fremden Wandrers, (nicht Lehrers, nicht Zuchtmeisters) zurechtweisen, kurz, wie jener Philosoph sich täglich wünschte, ihnen **fröliche Morgen- und Jugendbilder** gewähren, damit sie einst am Abend und im Alter fröliche Zurückerinnerungen aus dem Platonischen Reiche der Geister haben mögen, und keine erniedrigende, entsetzliche Ideen der Seelenwandrung bedürfen: das meyne

ich, können und sollen wir; doch freylich unter den Händen des Schicksals.

Ch Ja wohl unter den Händen des Schicksals! —

Th. Denn da wir über alle Ideen und Eindrücke unsrer selbst nicht Herren sind, viel weniger sind wirs über die Eindrücke unsrer Freunde und Kinder. Wir haben unsre Seelen nicht selbst hieher gesetzt; noch weniger sind wirs, die ihre Kräfte gegen das von allen Seiten auf sie zuströmende Weltall ausgerüstet haben. Es giebt also wirklich Personen, die zum Leiden, zum Unglück gesetzt sind; denen frühe Eindrücke und Ideen, Bekümmernisse und Krankheiten die Lust am Leben ziemlich gemindert und geraubt haben. Der Trank, den sie trinken sollen, ist ihnen bitter oder trübe und unschmackhaft gemacht: denn es giebt Uebel, die für dieses Leben nicht mehr ganz ausgethan werden können. Auch diese Personen müssen sich indessen begnügen, die Bürde die ihnen aufgelegt ist, eine von ihnen unabtrennliche Le-

bensbürde, mit Fröhlichkeit, wenigstens mit gelassenem Muth zu tragen, und auf ein andres, freyeres, besseres Daseyn zu hoffen.

Ch. Sehen Sie, wie Sie auf meine Seelenwandrung kommen! Wer weiß, was diese Leute in ihrem vorigen Zustande verübten, daß sie jetzt durch die Hand des Schicksals und nicht durch eigne Schuld so elend sind? — Aber Sie bereiten sich zum Weggehn —

Th. Es ist spät, und ein andermal wollen wir anfangen, wo wirs liessen, eben wie es bey der Seelenwandrung zu gehen pflegt. Schlafen sie wohl, Charikles, und träumen vom ursprünglichen Reich der Liebe, nicht, daß Sie voraus einmal Sejan oder Ravaillac gewesen.

Ch. Gut, daß ichs sodann nicht mehr bin und mein böses Schicksal schon weghabe. Schlafen Sie wohl.

Ueber die Seelenwandrung.

Zweytes Gespräch.

Charikles. Ich hoffe, mein Freund, Sie heut billiger über unsern Gegenstand sprechen zu hören, gestern waren Sie ziemlich warm.

Theages. Nachdem Sie das Wort Wärme und Billigkeit nehmen. Ists Gleichmuth zu prüfen, so hatte ich sie, dünkt mich, auch gestern; solls aber jene schlaffe Kälte seyn, der alles gleichgültig ist.

Ch. Nicht eben gleichgültig. Wer könnte gleichgültig darüber seyn, wenn das arme geplagte Menschengeschlecht wenigstens durch einen schönen Traum der Hofnung, Ersatz für seine gegenwärtigen, drückenden Uebel fände? wenn es einige Aufschlüsse über Gott, die Welt, den Lauf des Schicksals bekäme? Wo Seneka's Gründe aufhören, selbst wo die Religion nicht auflöset, sondern neue Knoten schlägt; da —

Th.

Th. Charikles, lassen Sie uns die Religion, dazu auf eine so zurücksetzende Art nicht ins Spiel mischen. Die weiß wahrlich von der Seelenwandrung in diesem Verstande nichts; und ist mit allen Verheissungen, Drohungen, Befehlen, Beyspielen, die sie giebt, auf einem andern Wege. Das Rad Ixions, der Stein des Sisyphus, das Schöpfen der Danaiden — so etwas mag der ewige Kreisgang des Menschenschicksals seyn; nicht eine tröstende, himmlische Belohnung. In Dante's Hölle gehen die Heuchler, in bleyernen Mänteln, mit verkehrtem zurückgebognem Gesicht im Kreise einher: sie gehn ewig und kommen nicht von der Stelle, und sehn immer rückwärts mit ihrem verrenkten Halse.

Ch. Aber mein Freund, sehen doch auch Sie nur einige Augenblicke mit Gelassenheit rückwärts. Wie viel Unglückliche sind hinter Ihnen, die es nicht verschuldet haben so tief zu seyn, die also in diesem Leben erst höher hinan müssen, um uns nur einigermaßen mit der Gerechtigkeit und Milde Gottes zu versöhnen.

Th. Zu versöhnen? Sie wären also ein Feind Gottes, wenn keine Seelenwandrung im Kreislauf der Menschheit wäre? Sie müßten seine Gerechtigkeit und Vatermilde läugnen, wenn er sie nicht auf dieser Erde einigemal wiedergeboren werden liesse? Für mich gestehe ich, ich habe herzlich gnug, Einmal auf der Erde als Mensch gewesen zu seyn und mein Leben durchlebt zu haben: denn wenns köstlich gewesen ist, sagt einer der ältesten Weisen, wars Mühe und Arbeit, und das ist sein ewiger Cirkel. Der Mensch vom Weibe gebohren lebt kurze Zeit und ist voll Unruh: geht auf wie eine Blume und fället ab, fleucht wie ein Schatten und bleibt nicht. — Das ist sein Schicksal.

Ch. Trauriges Schicksal!

Th. Traurig und tröstlich, gnug es ist sein Schicksal. Sehen Sie das menschliche Leben in seiner ganzen Zusammenordnung an, ists nicht, als ob Ihnen alles in ihm zuriefe: "Gottlob! ich muß nur Einmal gelebt werden." Der

Morgen

Morgen unsrer Tage, die Knospe unsers Erdendaseyns, wie bald verwelkt die Knospe, wie bald ist der Morgen vorüber! Nun wird der Tag schwül, es folgt die Zeit der Mühe des Lebens; allmählich naht der Abend, und die Sonne neigt sich. Der Mensch blüht ab, wie er aufblühte; er vergißt seine eigne Gedanken, er verzagt an seinen eignen Kräften, er stirbt eh er stirbt, und freut sich daß er sein Grab findet. Dies ist der unwandelbare Kreis der Tages- der Jahreszeiten, der Lebens- und Menschenalter auf unsrer Erde. Und Sie wollten den Unglücklichen tausendmal den Kreisgang gehen lassen, wenn er sich freuet, ihn nur Einmal durchgekommen zu seyn? Sie wollten die Natur ewig, wie Penelope, ihr Gewebe weben und neu weben lassen, damit sies nur wieder zerstöre? Unglückliche Menschheit mit allen ihren Anlagen, Hoffnungen und Kräften! Schwachsinnige Penelope, um deren Verstand ich wenigstens nicht buhlen möchte!

Ch. Aber mein Freund, der Baum, die Blume, der Tag, hat nicht alles einerley und

zwar ein wiederkommendes Schicksal? Es scheinet Gesetz der Natur zu seyn: warum wollte ihm allein der schwache und stolze Mensch widerstreben?

Th. Freylich wäre er schwach und stolz, wenn er ihm als Baum, als Blume, als Tag wiederstrebte; aber er ist keins von Dreyen und auch diese Drey kommen nicht wieder. Der Baum steht eingewurzelt in der Erde, und hat er, wie ich nicht zweifle, ein Leben, so ists doch immer nur der erste Keim eines niedrigen Lebens. Dies muß er lange auswirken und lange auf seinem Ort stehn. Jedes Jahr ist ihm nur Ein Tag, der Frühling sein Morgen, sein Schlaf der Winter. Er muß ausdauren, viele Blätter, Blüthen und Früchte zeugen, die der Luft, den Thieren, dem Menschen, der ganzen höhern Schöpfung dienen. Nun wird er allmählich alt und stirbt: was jetzt um ihn hervorgrünt, ist nicht Er selbst, sondern seine Kinder. Wo seine Lebenskraft und sein Lebenshauch, in Duft, Blüthen, Blättern, Früchten hin sey? wissen wir, oder wir wissen es nicht;

ins Reich verarbeitender Kräfte kann und soll unser Blick nicht reichen. Der Baum gehört also nicht in Ihre Palingenesie: er wandert nicht, sondern verlebt sich, und strebt etwa unsichtbar weiter. Die Blume eben also, und das Gleichniß des Tages, der ja nie wiederkehret, war Ihnen ohne Zweifel nur Gleichniß. Sie sind also im Lauf der Natur ganz **ohne Exempel:** und denken Sie, der Mensch, der Mensch allein sollte dies Exempel eines Ixionisch-Tantalischen Danaiden-Schicksals seyn? Ein Exempel ohne Exempel, ja beynah ohne Absicht.

Ch. Ohne Absicht nicht. Er lernte die Wissenschaft des Lebens, wie sie sich allein lernen läßt, durch die **vielseitigste Ansicht und lebendigste Erfahrung.** Er würde also immer geprüft, geläutert, verfeint, bevestigt: der Faden seines Ich gienge fort, und er rückte weiter, so sehr er im Kreise zu gehen schiene.

Th. Ein langsames Fortrücken, auf dem uns das Schicksal als Phrygier behandelte, die immer nur **hintennach** klug werden, und nicht

 eher

eher wissen, wie es dem Knaben zu Muth sey, der die Schläge empfängt, bis sie sie selbst empfangen haben. Und solche Schläge zeitlebens!

Ch. Ohne Noth wird sie uns das Schicksal nicht geben und da es doch einmal gewiß ist, und bleibet, daß wir nur das **recht** und **wahr** und einzig wissen, was wir selbst versucht und erfahren haben —

Th. Mich dünkt, Lieber, Sie mißbrauchen den wahresten Satz, wenn Sie ihn also anwenden. Alles in der Welt brauche ich nicht zu erfahren, oder wehe der armen Menschheit! Welcher Kluge wird sich die Pest wollen einimpfen lassen, damit er doch auch wisse, wie es mit ihr stehe? Welcher Mensch wird Vater- und Muttermörder seyn wollen, um zu fühlen, wie es dem Nero oder einem andern Ungeheuer gewesen? Und was für ein Schicksal wäre es, das eine Freude daran hätte, mich alle abscheuliche Rollen spielen zu lassen, um mir nur das Gefühl zu geben, daß ich sie gespielt habe! Sie sehen, was es für ein System sey, das zu allen

Frech-

Frechheiten Anlaß geben kann, indem es die Lüste, die der Bösewicht in sich fühlt, zu seiner jetzigen Bestimmung macht, und ihm, wenn er zuletzt am Galgen stirbt, den süßen Trost giebt: er habe nun eine seiner Schulden gebüßet! Es sey seine Bestimmung gewesen, jetzt solchen Weg zu gehen: was er noch nicht gelernt und erfahren habe, das habe er Zeit auf andern Stationen zu lernen.

Ch. Von solchen Mißbräuchen wollen wir nicht reden; das Beste kann vom dummen Bösewicht aufs ärgste gemißbraucht werden. Ich komme zu meiner Frage zurück: wie wollen Sie sich mit dem Gott versöhnen, der das Schicksal der Menschen so ungleich machte? Entweder müssen ihm die Ideen von böse und gut, vollkommen oder unvollkommen, glücklich oder unglücklich, sehr gleichgültig seyn; oder —

Th. Oder wir sollen ihn nur nicht nach unserm kleinen, engen, armseligen Maaßstaabe messen. Wer ist glücklich, wer unglücklich? Ists der Policirte mehr als der Wilde? Der

Sklav

Sklav in goldnen, minder, als der in eisernen Ketten? Wo wohnt die Vollkommenheit auf unsrer Erde? und wo hat sie sich ein Haus erbauet? Hat sie uns über sich zu Richtern gesetzt? uns, die wir selbst nur von den Allmosen ihrer Milde und Huld leben? Gott schuf uns nicht, das menschliche Geschlecht zu **richten**, sondern in ihm zu leben, uns unsrer Stelle zu freun, und es selig zu machen, wo und wie weit wir können. Er selbst that nicht mehr, als er nach seiner Weisheit thun **konnte** und nach seiner Güte thun **mußte**. Mit Beyden gieng er zu Rath, und so schuf er unser Geschlecht. Wer kann fragen, warum nicht höher? Warum nicht tiefer? Gnug, es ist da, und jeder mag sich freuen, daß er da sey; seines Lebens genießen, und dem, der ihn hiehergebracht hat, auch zutrauen, daß er ihn hinaus und weiter zu führen wissen werde.

Ch. Die **Ungleichheiten** der Menschen auf unsrer Erde finden also keine Erläuterung?

Th. Keine als die: sie lagen im Plan der Schöpfung. Unser Planet, wie er jetzt einmal ist, sollte tragen, was er tragen, hervorbringen,

was

was er hervorbringen konnte. Dazu ist er eine Kugel mit allen Abwechslungen des Klima, der Länder, der Pflanzen- Thier- und Menschenarten: die Leiter steht auf seinen beyden Hemisphären, ihre Sprossen sind unzählbar; und wo reichen sie hin? Durch hundert Thore dringt Alles ins Reich Gottes, und durch hundert tausend auf allen Stufen wieder hinaus, aufwärts, vorwärts. Wo nun Gott die armen verkauften Neger beseligen wolle, ob in einem Paradiese zwischen den Bergen? *) oder unter einer faulen Bischofsmütze, weil sie sich einmal müde gerasspelt haben? — das entscheide, wers entscheiden kann. So verschieden diese Welt ist, so verschieden wird auch die zukünftige seyn; und wenn sies nicht wäre, wenn alles an einfachere Ende und bestimmtere Größen, wie es sehr wahrscheinlich ist, zusammen gienge, desto besser! Gnug, ich finde hier Glückseligkeit, wo ich sie oft nicht ge-

*) — Simple Nature to his hope has giv'n
behind the cloud-topt hill an humbler heav'n,
some safer world in depth of woods embrac'd
some happier Island in the watry waste &c. *Pope.*

gesucht, Schönheit unter einer Hülle, die zu ihr die fremdste schien, Weisheit und Tugend meistens in rauhen, verachteten und unkenntlichen Gestalten. Gerade wo Schminke und Putz anfängt, hört Wahrheit, Rechtschaffenheit, Glückseligkeit auf; und nach diesen vergoldeten Pagoden wollten wir unsre armen Reisenden wandern lassen, um das Wahre zu verliehren, das sie haben, und für innern Werth und Reichthum schlechten äußern Tand zu erbeuten? Jemehr ich die Menschheit anders als nach dem Mantel kennen lerne, desto mehr finde ich Ursache, die Vorsehung auch auf diesem Schauplatz knieend zu verehren. Wo wir das meiste Unglück vermuthen, wohnt oft das größte Glück. Einfalt ist nicht Dummheit, und Schlauigkeit weder Glückseligkeit noch Weisheit. Ich halte es also immer mit dem Dichter:

Das Schicksal theilt die Gaben weislich aus:
Für jeden giebt es Brod und Deck' und Haus,
Den Armen Kraft, den Schwachen Ehrenplätze.

Ch. Aber, mein Lieber, Sie wissen doch das Gesetz der Sparsamkeit sowohl in Ansehung der Kraft als des Raumes? Es herrschet in der ganzen Natur; ists denn nicht sehr wahrscheinlich, daß die Gottheit auch bey Verpflanzung und Fortrückung menschlicher Seelen darnach handle? Wer in einer Form der Menschheit noch nicht reif geworden ist, wird noch einmal in den Ofen gethan, und muß endlich ausgebrannt werden. —

Th. Aber wie, wenn er verbrannt würde? Die Form der Menschheit ist so enge: der Platz, ob man hie oder da, in Purpur oder in Lumpen, stehe, thut so wenig zur Sache, und wer in der einen Tracht nicht rechtschaffen werden will, wirds in der andern schwerlich werden. Wenigstens muß ers nicht werden dürfen: sonst ist alle Moralität freyer Handlungen hin, und der Mensch wird geworfen wie ein Stein, gestoßen wie ein Erdklos. Sehen Sie, wohin abermals die Hypothese führe? zu einer fatalen Nothwendigkeit, die alles Streben und Ringen nach Glückseligkeit,

seligkeit, Schönheit, Tugend in jeder Gestalt, unter jeglicher Larve ermattet, und uns in Ketten des blinden Gehorsams an den Wandelgang des Schicksals bindet. — Aber, wir haben im engen Zimmer gnug geschwatzt, und deswegen hat unser Gespräch auch so enge und metaphysisch werden müssen. Sehen Sie die schöne bestirnte Nacht! und dort geht der Mond auf — mich dünkt, wir wandern mit Seel und Körper aus der metaphysischen Luft in die freye Natur hinaus. — —

Sie giengen hinaus, und in kurzen veränderte sich der Ton des Gespräches! Die heilige Stille, die die Nacht um sie verbreitete, die hellen Himmelslichter, die als Lampen über ihnen aufgehängt schienen, auf der einen Seite einige zurückgebliebne Schimmer der Abendröthe, und auf der andern der hinter den Schatten des Waldes sich sanft erhebende Mond — wie erhebt dieser prächtige Tempel, wie erweitert und vergrössert er die Seele! Man fühlt in diesen Augenblicken so ganz die Schönheit und das Nichts der

Erde

Erde; welche Erholung uns Gott auf einem Stern bereitet hat, auf dem uns Mond und Sonne, die beyden schönen Himmelslichter, abwechselnd durchs Leben leiten! Und wie niedrig, klein und verschwindend der Punkt unsers Erdenthals sey, gegen die unermeßliche Pracht und Herrlichkeit aller Sterne, Sonnen und Welten.

Was denken Sie, sagte Theages, anjetzo von ihrem principio Minimi, nach welchem Sie sich immer auf der Erde umhertummeln wollen und an dies Staubkorn geheftet sind? Sehen Sie gen Himmel, Gottes Sternenschrift, die Urkunde unsrer Unsterblichkeit, die glänzende Charte unsrer weitern Wallfahrt! Wo endet das Weltall? Und warum kommen von dorther vom fernsten Stern zu uns Stralen hinunter? Warum sind dem Menschen die Blicke und der flammende Flug unsterblicher Hofnungen gegeben? Warum deckt uns Gott, wenn wir Tagüber vom Stral der Sonne ermattet und an unsern Staubklump gefesselt waren, Nachts dieses hohe Gefilde unendlicher ewigen Aussichten auf? Verlohren

stehen wir im Heer der Welten Gottes, im Abgrund seiner Unendlichkeit ringsum verlohren! —

Und was sollte meinen Geist an dieß träge Staubkorn fesseln, sobald mein Leib, diese Hülle, herabsinkt? Alle Gesetze, die mich hier fest halten, gehen offenbar nur **meinen Leib** an: er ist aus dieser Erde gebildet, und er muß wieder zu dieser Erde werden. Gesetze der Bewegung, Druck der Atmosphäre, alles fesselt **ihn**, nur **ihn** hienieden. Der Geist, einmal entronnen, einmal der zarten und so festen Bande los, die ihn durch Sinne, Triebe, Neigungen, Pflicht und Gewohnheit an diesen kleinen Kreis der Sichtbarkeit knüpften: welche irrdische Macht könnte **ihn** festhalten? welch ein Naturgesetz ist entdeckt, das Seelen, in dieser engen Rennbahn sich umherzudrehen, zwänge? Sogar über die Schranken der Zeit ist der Geist weg: er verachtet **Raum** und die träge **Erdenbewegung**: entkörpert ist er sogleich an seinem Ort, in seinem Kreise, in dem neuen Staat, dazu er gehöret. Vielleicht ist dieser um uns, und wir kennen ihn nicht:

viel'

vielleicht ist er uns nahe, und wir wissen nichts von ihm, außer etwa in einigen Augenblicken seliger Ahndung, da ihn die Seele oder er die Seele gleichsam herbeyzieht. Vielleicht sind uns auch Ruheörter, Gegenden der Zubereitung, andre Welten bestimmt, auf denen wir, wie auf einer güldenen Himmelsleiter, immer leichter, thätiger, glückseliger, zum Quell alles Lichts emporklimmen, und den Mittelpunkt der Wallfahrt, den Schooß der Gottheit, immer suchen und nie erreichen: denn wir sind und bleiben eingeschränkte, unvollkommene, endliche Wesen. Wo ich indessen sey, und durch welche Welten ich geführt werde, bin und bleibe ich immer an der Hand des Vaters der mich hieher brachte und weiter ruffet: immer also in Gottes unendlichem Schooße.

Es thut mir leid, sprach Charikles, daß ich Sie in Betrachtungen unterbrechen muß, die Sie so weit von unsrer Erde entfernen; aber lassen Sie mich nicht zurück. Ueberall, wo Sie frey, weise und thätig leben, ist Himmel: und

warum scheuen und fliehen Sie denn die Erde? Wenn Sie in einer andern Menschengestalt freyer, weiser, glücklicher leben können, und so immer weiter im innern Zustande hinaufgehn: was kümmert Sie Ort und Scene? Seys dort oder hier — Welt Gottes ist Gottes Welt, Schauplatz ist Schauplatz. Auch unsre Erde ist ja ein Stern unter Sternen.

Th. Wohl! mein Freund; aber wie weit läßt sich denn in unsrer Menschheit hinaufklimmen? Ist nicht ihre Sphäre so enge begränzt, so kothig und staubig wie dieser Stern selbst ist? Auch das beste Herz ist und bleibt immer ein Menschenherz, Körper bleibt Körper, und Erdenleben ein Erdenleben. Die Armseligkeiten der Geschäfte, der so unnützen und doch so nöthigen Lebensmühe, kommen wieder. Die Lebensalter mit ihren wechselnden Unvollkommenheiten kommen wieder. Auch in guten Eigenschaften bleibt der Menschenstamm hienieden immer in seine beyden Geschlechter vertheilt, die einander gegenüber auf einer Wurzel stehn, sich einander umschlingen

schlingen und kränzen, nie aber eine und dieselbe Vollkommenheit werden können im Menschenleben. Was das eine hat, fehlt dem andern, was ein Mensch hat, fehlt dem andern. Geburt, Stand, Klima, Erziehung, Amt, Lebensweise, hindern und schränken unaufhörlich ein. Nur wenige Jahre wächst ein Mensch, dann steht er still, oder nimmt ab und geht rückwärts; will er im Alter Jüngling seyn, und andre nachahmen, so wird er lächerlich, so wird er kindisch. Kurz, es ist eine enge Sphäre, dieß Erdenleben, und wir mögens machen, wie wir wollen, so lange wir hier sind; ist ohne größern Schaden, und den völligen Verlust unsrer, der Enge nicht zu entweichen. Aber einst, wenn der Tod den Kerker bricht, wenn uns Gott wie Blumen in ganz andere Gefilde pflanzt, mit ganz neuen Situationen umgiebt — haben Sie nie, mein Fr. erfahren, was eine neue Situation der Seele für neue Schwungkraft giebt, die sie oft in ihrem alten Winkel, im erstickenden Dampf ihrer Gegenstände und Geschäfte, sich nie zugetraut, sich

nie derselben fähig gehalten hätte: haben Sie dergleichen nie erfahren?

Ch. Wer wollte das nicht erfahren haben? Eben daher schöpfte ich ja den erquickenden Trank des Stroms Lethe, mit dem mich auch schon auf dieser Erde meine Palingenesie wieder verjüngte. Ich fühle es wie Sie, daß Trotz alles Strebens und Bemühens der Kreis der Menschheit unübersteiglich, und ihre Natur in veste Grenzen geschlossen bleibe. Hier auf der Erde wächst kein Baum in den Himmel: gewisse Flecken, die man einmal angenommen, lassen sich mit allen Strömen der Welt nicht mehr abwaschen, manche Schwächen und Unvollkommenheiten in gewissen Jahren kaum mehr kennen, geschweige denn ablegen. Oft verwechselt man nur die gröbern mit den gefährlichen feinern: das ist alles wahr. Ich sehe es auch ein, daß in dem engen, sich immer wiederholenden Rundlauf des Erdelebens nicht eben so gar viel heraus kommt: es ist so viel unnütze Mühe, und aus der erneuerten Mühe so wenig neue Beute. Die Schran-

Schranken, die Sie eröfnen, sind allerdings grö-ßer: das Feld zu dem Sie einladen, ist unend-lich — die Schaar aller Welten, die auf meinem ewigen Wege zur Gottheit liegen. Aber, mein Freund, wer giebt mir dahin Flügel? Es ist im-mer, als wenn mich etwas zurückwürfe auf meine Erde. Es ist, als ob ich sie noch nicht ausge-braucht, mich noch nicht leicht genug gemacht hätte, höher hinaufzustreben; wer giebt mir Flügel?

Th. Wollen Sie sie nicht aus der Hand der Religion annehmen, die ganz und gar dahin verweiset, so nehmen Sie wenigstens einige Fit-tige dazu aus — Ihres Freunds **Newtons** Händen.

Ch. Aus Newtons Händen?

Th. Nicht anders: das System, das er aus Sternen und Sonnen baute, sey Ihnen ein Gebäude Ihrer Unsterblichkeit, Ihres im-merwährenden Fortganges und Aufflugs. Nicht wahr? alle Planeten unsers Sonnensystems sind durch Kräfte der Anziehung mit einander und mit

hrem Mittelpunkt oder Brennpunkt, der Sonne, verbunden?

Ch. Allerdings.

Th. Sie machen also ein so vestes, unzerstörliches Ganze aus, daß nichts verrückt, nichts geändert werden kann, oder das Ganze litte und gienge mit seiner großen Harmonie unter?

Ch. Nicht anders. Alles beziehet sich auf die Sonne und die Sonne mit ihren Kräften, ihrer Masse, ihrem Licht, ihrer Wärme und Entfernung auf die Planeten.

Th. Und doch sind die Planeten nur Gerüst des Schauspiels, Wohnplätze der Geschöpfe, die auf ihnen sich um die unendlich-schönere Sonne der ewigen Güte und Wahrheit in mancherley Entfernungen, mit manchen Eklipsen in Perihelien und Aphelien bewegen. Wären die Scenen so genau, so unzertrennlich verbunden, und der Inhalt der Scenen, das Spiel selbst, sollte es nicht seyn? Die Planeten wären so genau auf sich und auf die Sonne geordnet,

und

und das Schicksal derer, die darauf leben, auf die sie eigentlich nur zubereitet sind, sollte nicht eben so genau und um so genauer zusammenhangen, als ja das Wesen mehr als die Einkleidung, Sache mehr als Ort, Leben und Inhalt mehr als Theater und Schaubühne ist? In der Natur ist alles verbunden, Moral und Physik, wie Geist und Körper. Moral ist nur eine höhere Physik des Geistes, so wie unsere künftige Bestimmung ein neues Glied der Kette unsers Daseyns, das sich aufs genaueste, in der subtilsten Progression, an das jetzige Glied unsers Daseyns anschließt, wie etwa unsre Erde an die Sonne, wie der Mond an unsre Erde.

Ch. Ich ahnde Sie, Bester, aber —

Th. Hier, mein Freund, läßt sich auch nur muthmaßen, nur ahnden. Unterm stillen Blick der Sterne, vorm Angesicht des vertraulichen Mondes, sind auch Ahndungen in jene für uns unübersehbare Ferne so groß, so erhebend! Denken Sie einen Augenblick, daß unser Sterngebäude, dem moralischen Zustande seiner

Bewohner nach, so zusammen verbunden wäre, wie es seinem physischen Zustande nach unstreitig zusammen verbunden, und nur ein schwesterlicher Chor ist, der in verschiedenen Tönen und Proportionen, aber in der Harmonie einer Kraft, seinen Schöpfer lobet: Denken Sie, daß vom letzten Planeten bis zur Sonne hinauf es Gradationen der Geschöpfe, wie des Lichts, der Entfernung, der Massen, der Kräfte gebe (und nichts ist wahrscheinlicher als dieses,) setzen Sie die Sonne nun als den großen Versammlungsort aller Wesen des Systems, das sie beherrschet, so wie sie ja auch die Königin alles Lichts und aller Wärme, aller Schönheit und Wahrheit ist, die sie überall den Geschöpfen gradweise mittheilet: sehen Sie die große Leiter, die alles hinaufklimmt, und den weiten Weg, den wir noch zu machen haben, ehe wir zum Mittelpunkt und Vaterlande dessen kommen, was wir nur in unserm Sternensystem **Wahrheit, Licht, Liebe** nennen.

Ch. Es läßt sich hören: Je entfernter von unsrer Sonne, desto dunkler, desto gröber; je näher, desto heller, leichter, wärmer, geschwinder. Die Geschöpfe des Merkur, der immer in den Strahlen der Sonne verborgen ist, müssen freylich von andrer Art seyn, als jene trägen Saturnusbewohner, die dunkeln Patagonischen Riesen, die in 30 Jahren kaum einmal um die Sonne kommen, und denen 5 Monde noch kaum ihre Nacht erhellen. Unsre Erde stünde denn freylich da so in der Mitte —

Th. Und vielleicht sind wir eben deswegen auch solche Mittelgeschöpfe, zwischen der groben Saturnusart und dem leichten Sonnenlichte, dem Quell aller Wahrheit und Schönheit. Unsre Vernunft ist hier wirklich nur noch im ersten Anbruch; und mit unsrer Willensfreyheit und moralischen Energie ists auch nicht weit her; gut also, daß wir nicht ewig auf dem Erdplaneten zuweilen haben, wo wahrscheinlich nicht viel aus uns würde.

Ch. Also meynen Sie, wir müßten durch alle Planeten reisen?

Th. Das weiß ich nicht. Jeder Planet kann seine Einwohner, die alle in verschiednen Graden zu einer Sonne streben, auf dem Wege, der ihm der kürzeste ist, auf den Stufen und Gradationen, die ihm der Schöpfer nothwendig erkennet, dahin senden. Wie, wenn unser Mond z. E. (mich dünkt, auch Milton schildert ihn so (*) und viele morgenländische Sekten haben ihn dafür gehalten) das Paradies der Erholung wäre, wo die matten Wandrer dem Nebel dieses Erdethals entkommen, ohne Dünste und Dunstkreis in Auen des Friedens und der Geselligkeit lebten, und sich zu dem Anschaun des höhern Lichts bereiteten, zu dem auch die Einwohner andrer Planeten hinaufwallen? Mich dünkt, das Angesicht des Mondes spräche uns dieses mit seinem ruhigen, tröstenden Licht zu.

Es

(*) Those argent fields more likely habitants,
translated Saints or middle Spirits hold
betwixt th' angelical and human kind.

Es ist als ob es schiene, um uns den Glanz einer andern Welt zu zeigen, und uns von amaranthnen Lauben der Ruhe und einer unauflöslichen seligen Freundschaft, Träume voll sanften Thaues einflößen zu wollen.

Ch. Sie träumen treflich, mein Freund, vorm Angesicht des Mondes, und ich träume gern mit Ihnen. Mir wars oft so, daß, insonderheit wenn Trauer, sanfte Schwermuth, oder das Andenken an Verstorbne inniggeliebte Todten mich erfüllte, mir beynahe der Mondesstrahl ihre Sprache zu seyn schien, und es mich dünkte, es fehle nicht viel, ihren glänzenden Schatten vor mir zu sehn, oder den Kuß ihrer reinen Lippe auf meine Seele in einem Strahl hinabfließend zu fühlen. Aber gnug davon, wir werden ja hier beyde beynah Schwärmer. Erzählen Sie weiter.

Th. Ich mag nicht; denn auch mir fehlen die blauen smaragdenen Goldschwingen, Sie von Stern zu Stern zu tragen, Ihnen zu zeigen, wie auch unsre Sonne um eine größere Sonne eilet,

eilet, wie in der Schöpfung alles in einer Harmonie jauchzet, zu welcher Sonnen und Erden wie ein Klang gemessen, gezählt, gewogen sind, und es also gewiß auch das Schicksal, das Leben ihrer Bewohner in weit höherm Grad seyn muß. O wie groß ist das Haus, in dem mich mein Schöpfer erschuf, und o wie schön ists! schön zu Nacht und zu Tage; dort und hier Sonne- Mond- Sternenaussicht! Mein Gang ist die Bahn des Weltalls: dazu leuchtet mir auch jener letzte Stern, dazu klingt mir, in geistigen Begriffen und Verhältnissen, die Harmonie aller Sterne. — Aber ach, mein Freund, alles ist nur Dämmerung, Wahn und Vermuthung gegen das ungleich reinere und höhere Licht der Religion unsers Geistes und Herzens. Auf dieser Erde ist alles mit Bedürfniß umringt, und wir sehnen uns mit aller Kreatur, davon frey zu werden. Wir haben Begriffe der Freundschaft, der Liebe, der Wahrheit, der Schönheit in uns, die wir hier auf der Erde in lauter Schatten und Traumgestalten, so unvollkommen, so oft gestört, getäuscht,

täuscht, betrogen, und immer unvollendet erblicken. Wir dürsten nach einem Strom reinerer Freuden, und mich dünkt, die Hofnung, das Verlangen selbst sey eine sichere Vorahndung des Genusses. Nehmen Sie die reinsten Verhältnisse auf dieser Welt, die Vater, die Mutterfreuden: mit welchen Sorgen sind sie vermischt, von welchen Schmerzen und Unbequemlichkeiten werden sie unterbrochen, und wie dienen sie doch im Ganzen nur immer dem Bedürfniß, einem fremden höheren Verhältniß! In jener Welt, sagt die Schrift, wird man weder freyen, noch sich freyen lassen, sondern sie sind wie die Engel Gottes im Himmel. Da ist Liebe befreyt von gröbern Trieben, reinere Freundschaft ohne die Abtrennungen und Bürden dieser Erde, wirksamere Thätigkeit mit glücklicher schöner Eintracht, und einem wahrern und ewigen Endzweck, kurz überall mehr Wahrheit, Güte, Schönheit, als uns diese Erde auch bey hundertmaligem Wiederkommen geben könnte. —

— Den,

— Den, Parmeno, den nenne ich
den Glücklichsten, der, wenn er ohne Leid
die hohen Dinge sah, die wir nun sehn,
die Sonne, diese Sterne, Wolken, Mond
und Feuer, wieder geht, woher er kam.
Denn lebtest du auch hundert, oder lebst
du wenig Jahre nur, du siehest sie;
und schöneres als sie, sah keiner je.
Halt diese Lebenszeit, von der ich rede
für einen Marktort, eine Wanderschaft,
wo es Gedränge, Diebe, Spiel und Müh
die Menge giebt. Je früher du weggehst,
je früher findest du die beßre Herberg,
wenn du den Reisepfenning **Wahrheit** hast,
und lässest keinen Feind. Wer lange weilt,
geht matt von dannen; und ereilet ihn
das böse Alter, ach da hat er Mangel
und Plage, findet Feinde hie und da,
der stirbt nicht glücklich, der zu lange lebt (*) —

Und

(*) Worte aus einem Fragment Menanders.

Und wie denn der, der ewig hier weilen und immer wieder kommen wollte auf diesem Marktplatz? —

Wars, daß die Stille der Nacht und die hohe Harmonie der Sterne das System beyder Freunde versöhnt hatte, oder hatte Charikles zu viel zu sagen: sie umarmten sich und giengen schweigend auseinander. Theages schien verlohren im unendlichen Blau des Himmels, auf der glänzenden Sternenleiter, die so manche Völker, Wilde und Weise, den Weg der Seelen nannten: freylich eine höhere Laufbahn, eine reichere und schönere Palingenesie, als uns hier auch in den glücklichsten Gestalten die dürftige enge Erde gewähren könnte.

O pater, anne aliquas ad coelum hinc ire putandum est
sublimes animas? iterumque ad tarda reverti
corpora? quae lucis miseris tam dira cupido?

Virgil.

Ueber die Seelenwandrung.

Drittes Gespräch.

Als ob sie sich einander das Wort gegeben, trafen sich Theages und Charikles des Morgens auf einem Spaziergange, den sie beyde liebten, und auf welchem sie oft in den Strahlen der aufgehenden Sonne ihre Seele rein zu waschen sich bestrebten. Noch waren beyde in die Stille verhüllt, die die Dämmerung und das Erwachen vom Schlaf mit sich führet: eine heilige Stille, aus der die Morgenröthe nur sanft und allmählich wecket. Sie störten sich darinn nicht. Die Morgenröthe vor ihnen, und um sie her das fröhliche Chor aller erwachenden Wesen, saßen sie eine Zeitlang stumm da; bis endlich, nach Aufgang der Sonne, da die Scene gewühlvoller wurde, Charikles einen Spaziergang in den nahen Wald vorschlug, auf dem sie sich durch einen kleinen Umweg nach Hause finden könnten; und nun bog er im Gange sein Gespräch auf den gestrigen Gegenstand unvermerkt über.

Charikles. Wovon haben Sie diese Nacht geträumt, Theages? Sie müssen angenehm geträumt haben: denn Sie waren gestern im Raum der Sterne und Welten wie verlohren.

Theages. Wenn die Sonne am Himmel steht, muß man keine Träume erzählen, Charikles; sie haben ihre Scene und Dekoration verlohren; alles hat seine Zeit und Stunde. Sehen Sie nicht, wie die Sonne mit ihrem Glanz das ganze Heer unsrer gestrigen Welten uns verdeckt hat, und wie traurig steht dort der Mond am Himmel — ein blasses Wölkchen! Wahrscheinlich würde unser Gespräch auch ein solches werden, wenn es unsre gestrigen Ahndungen wiederholte. Also Charikles, löschen Sie die Nachtlampe aus, und bringen etwas Jugendlicheres vor, wodurch wir uns zur Munterkeit auf den Tag hin stärken.

Ch. Mich dünkt, wir können in unserm gestrigen Gespräch fortgehn, und doch diesen Zweck erreichen: Denn m. Fr. ich fühle es jetzt augenscheinlich, nicht die Nacht sondern der Mor-

gen ist zu Gesprächen gut, die uns in die Kindheit des Menschengeschlechts, in den frühen Morgen menschlicher Begriffe und Bilder zurück führen. Unsre studierte Nachtweisheit hat uns verblendet: wo wir muthmaßen sollten, behaupten wir: wo wir menschlich denken sollen, wollen wir göttlich denken.

Th. Gilt das mir?

Ch. Nicht so ganz ohne: denn auch Sie, fürchte ich, hat Philosophie und Theologie, Newton und Christenthum, zu hoch gespannt. Sie wollen zu den Sternen empor, und unser Weg ist vor der Hand doch auf Erden. Sie schämen sich Ihrer Stiefbrüder, der Thiere, und klimmen zu Geschöpfen hinauf, die Sie nicht gesehen haben, und vielleicht auch nicht sehen werden, zu Einwohnern Merkurs, der Sonne und des Mondes.

Th. Ich, mein Freund, schäme mich meiner Halbbrüder, der Thiere nicht; vielmehr bin ich in Absicht ihrer ein großer Seelenwanderer. Ich glaube gewiß, daß sie zur Stufe höherer

rer

rer Wesen hinaufklimmen, und kann gar nicht begreifen, wie man dieser Hypothese, die den Zusammenhang der ganzen Schöpfung vor sich hat, noch etwas in den Weg legt.

Ch. Nun sind Sie auf rechtem Wege.

Th. Ich bin, was diesen Punkt betrift, immer darauf gewesen; erinnern Sie sich, daß Sie selbst Anfangs davon ablenkten. Können Sie die Aesopische Fabel leiden, Charikles?

Ch. Sehr, aber wie kommt die hieher?

Th. Weil ich sie ordentlich wie den Kompaß ansehe, der uns zeigt, wie wir zu den Thieren stehen. Sämmtlich und sonders spielen die Thiere noch ihre Fabel, und Aesop, der größte Philosoph und Sittendichter, hat uns ihr Spiel nur vernehmlich, nur sprechend für uns gemacht: denn für sich sprechen und handeln sie unaufhörlich. Und wissen Sie, was der Mensch bey dieser fortgehenden Thierfabel ist? Nichts, als der allgemeine Satz, die Moral der Fabel, die Zunge in der Waage. Er nutzt die Schöpfung, und also auch alle Charaktere der Thiere.

Sie handeln vor ihm: er läßt sie handeln und — denket. Sein, „die Fabel lehrt" muß er alle Augenblicke wiederholen.

Ch. Und dieß thäte etwas zur Seelenwanderung der Thiere?

Th. Mich dünkt viel. Der Thierfabel fehlt zur Menschenfabel nichts, als die Sentenz, der allgemeine Satz, die Lehre. Der so bestimmte, sichere, lehr- und kunstreiche Thiercharakter bekommt das Fünklein Licht, das wir Vernunft nennen, und der Mensch ist da. Er ist da, um aus seinem vorigen Thiercharakter sich nun Lehre, Unterricht, Kunst zu sammlen, sich seine vorige Lebensweise mehr oder minder zur Anschauung zu bringen, und wenn er will, daraus klug zu werden. Er soll als Mensch das weise und gut ordnen lernen, was er als Thier kann, mag und will. Mich dünkt, das ist die Anthropogenesie und Palingenesie der Thiere zu Menschen.

Ch. Das Bild ist artig: aber die Sache? Sollte es so gewiß seyn, Theages, daß jeder Mensch einen Thiercharakter habe? Th.

Th. Zweifeln Sie daran, so sehen Sie Menschen, zumal Menschen in Leidenschaft oder mit starker Leidenschaft, ins Antlitz; betrachten Sie, wenn diese nicht bemerkt werden, ihre Lebensweise und die scharfunterscheidenden Striche ihres Charakters; es wäre sonderbar, wenn Sie nicht schon der Bildung, der Mine, den Gebehrden nach, noch mehr in der fortgehenden Handlung ihres Lebens, den Fuchs, den Wolf, die Katze, den Tyger, den Hund, den Hamster, den Geyer, den Papagey, und wie das ehrliche Gefolg aus der Arche Noah weiter heißt, bemerkten. —

Ch. Sie scherzen. Bisher habe ich die ganze Hypothese nur als ein Spiel beym Nachtisch angesehen, da man sich mit der Serviette bis exclusive zur Nase den Mund verhüllet und frägt: „wer war ich? was für ein Thier bin ich gewesen?“

Th. Wie das Spiel getrieben wird, ists Spiel und muß es bleiben. Wer kennt sich selbst bis auf den Grund seines Charakters? Und wie sollte uns ein andrer auf Einen Blick kennen, so-

bald wir den Mund unter die Serviette hüllen? Was käme auch heraus, wenn der Mensch sich seinen Lebensalmanach mit den Bildern der Thiere schmückte, mit denen er jeden Tag umzugehen hat, und sich gegen sie wieder in seinem Thiercharakter betrüge? Menschen sollen wir seyn, nicht Thiere. Die Zunge an der Waage soll uns leiten; nicht ein blindes Gewicht von Charakter und Thierinstinkten, das auf die Waagschaale gelegt ist. Das thierische Menschengesicht ist menschlich und aufgeklärt: Die Züge sind aus einander gesetzt, insonderheit die am meisten charakteristischen Züge. Stirn, Nase, Augen und Wange, sind beym Menschen gegen die Thiere unendlich erhoben, veredelt und verschönet.

Ch. Also wäre die Thierbildung nur eine Grundlage des menschlichen Charakters, der vom Lichte der Vernunft erhellet, und von der sittlichen Empfindung des Menschenherzens geordnet, verschönt und erhoben werden soll. Der Fond unsrer sinnlichen Kräfte und Charakterzüge, unsre etwanigen Reste von blos sinnlichen

Ge-

Geschicklichkeiten, Neigungen und Trieben, wären thierisch, die nachher von unsrer Vernunft nur überglänzt, nur geregelt werden müßten.

Th. Studieren Sie die Menschen, und Sie werden häufige Proben davon finden: denn in Urtheilen über Züge und Charaktere, sobald wir nur das stolze Moralische absondern, sind wir alle ziemlich einig. In der Natur und der Aesopischen Fabel nennen wir einen Fuchs, Fuchs und nicht Löwen. Im menschlichen Leben verwirrt sich das Urtheil, wie aus hundert Ursachen so auch daher, weil es wirklich Absicht der Menschenbildung und Menschenbestimmung ist, den Thiercharakter und die Thiersitten bis zu einem gewissen Grad auszulöschen, und Menschen, oder wenn ichs sagen darf, Engel in der Menschheit aus uns zu bilden. Das will nun jeder schon geworden seyn. Der Neid und die hämische Schadenfreude will am andern so gern noch das ganze rohe Thier und keine Spur vom Menschen oder Engel finden. Daher kommts denn, daß man diese Hypothese so mißbraucht, und sie

zuletzt verachtet, entweder weil man sie mißversteht, oder weil man sich vor ihr fürchtet. Ohne sie aber wüßte ich nicht, was aus dem zahlreichen Heer der Geschöpfe unter uns, unsern so charakteristischen und fein empfindenden Halbbrüdern im Feld und Walde, werden sollte.

Ch. Was aus ihnen werden sollte? Sie wandern in neue Formen **ihrer Gattung**; sie werden feinere Rehe, feinere Vögel.

Th. Also auch feinere Tieger, Affen und Wölfe, und am jüngsten Tage stehen diese mit auf, uns zu begleiten? Es ist doch nicht Ihr Ernst, mein Freund, sich die innerste Schöpfung, die immer fortgehende neue Schöpfung, nach des seligen Ritter **Linne Klassenbüchern** zu denken?

Ch. Mein Ernst nicht, aber unser Freund Harmodius ließe sich über diese Meynung tödten.

Th. Nun, da stürbe er sehr unschuldig: denn mit unsern Klassificationen reicht es nicht weit. Sie sind für unsre Sinnen, für unsre Kräfte,

Kräfte, nicht aber Musterrollen nach denen Gott ordnet, Clausuren, die er sich selbst gesetzt hätte, um jedes Geschöpf fein in ebner Bahn zu erhalten. Ey! wie verliehren sich die Klassen aller Geschöpfe in einander! Wie steigen und erhöhen sich die Organisationen aus allen Punkten, auf allen Seiten! Und wie sind sie sich einander wieder so ähnlich! Gerade, als ob auf unsrer ganzen Erde die formenreiche Natur nur Einen Typus, Ein Protoplasma vor sich gehabt hätte, nach dem und zu dem sie alles bildete. — Wissen Sie, was dieß für eine Form ist? Die Menschenbildung.

Ch. Es ist wahr: auch in dem unvollkommensten Thier ist einige Aehnlichkeit mit dieser Form unverkennbar.

Th. Im Innern ist sie es noch mehr, als von außen betrachtet. Selbst bey Insekten hat man ein Analogon des menschlichen Gliederbaues gefunden; nur freylich gegen uns betrachtet, noch eingehüllt und in Mißverhältniß. Die Glieder, mithin auch die ihnen einwirkenden Kräfte, sind

noch

noch unentwickelt, noch nicht organisirt zu unserer Menge von Leben. Mich dünkt, in der ganzen Schöpfung sey dieser Fingerzeig der Natur, ein Faden der Ariadne durchs Labyrinth der Thiergestalten hinauf und hinunter. Aber, mein Freund, wir haben uns müde gegangen und müde geschwatzt; wie, wenn wir uns unter diese angenehmen Bäume niederließen, und dem Schwan zusähen, der sich dort in der hellen Fläche bespiegelt und auf ihr rudert.

Sie setzten sich und ruheten eine Weile. Das Rauschen der Wellen und das Lispeln der Bäume betäubt angenehm die Gedanken — bis endlich Charikles den Faden des Gesprächs aufnahm.

Char. Sie kamen, Theages, durch die Hypothese, daß das Thier ewig Thier bleibe, um die Schranken der Natur nicht zu durchbrechen, von der freyern und seelerhebenden ab, daß in ihr alles Ein Zusammenhang sey, und in der größten Vielfachheit, in einer unzählbaren Veränderung von Formen das Reich der

See=

Seelen und Kräfte unaufhaltsam weiter strebe: sagen Sie mir, Geliebter, etwas von Ihren Tagesträumen hierüber, wie Sie mir gestern von Ihren Nachtträumen sagten. Im Anblick dieses schönen Stroms, in der erhabnen Stille dieses Haines, lassen sich, dünkt mich, Phantasieen denken, wie unter dem bestirnten Dache des Himmels: Hier sind wir wenigstens selbst mit im Chor. —

Th. Und waren wirs dort nicht auch? oder sind wir hier nicht auch mitten im Strom des Himmels, im Chor irrdischer Sterne? Alles Leben der Natur, alle Arten und Gattungen der beseelten Schöpfung, was sind sie, als Funken der Gottheit, eine Aussaat von verkörperten Sternen, unter denen die beyden Menschengeschlechter, wie Sonne und Mond dastehn. Wir überglänzen, wir verdunkeln die andern Gestalten, führen sie aber in einem für uns selbst unübersehbaren Chor gewiß weiter. O Freund, würde uns ein Auge gegeben, den glänzenden Gang dieser Gottesfunken, zu sehen! wie Leben

zu Leben fließt, und immer geläutert, in allen Adern der Schöpfung umher getrieben, zu höhern, reinern Leben hinaufquillt — welch eine neue Stadt Gottes, welche Schöpfung in der Schöpfung würden wir gewahr werden! Von dem ersten Atom, dem unfruchtbarsten Staube, der kaum noch dem Nichts entrann, durch alle Arten der Organisation hinauf bis zum kleinen Universum von allerley Leben, dem Menschen, welch ein glänzendes Labyrinth! Aber der menschliche Verstand erblickts nicht, er siehet nur die Dinge von außen: er siehet Gestalten, nicht wandernde, sich emporarbeitende Seelen. Das innere Triebwerk der Natur, ihre lebendigen Räder und athmenden Kräfte — für zu großem Glanze ist es ihm αδης, das Reich der Nacht, die verschleyerte Hülle ungebohrner, ewig sich fortgebährender Leben.

Alas! our Sight's so ill
that things which swiftest move, seem to stand
still.

— Ich

— Ich darf mich also nicht verhüllen vor dir, großer Pan, ewige Quelle des Lebens, du hast mich in mich selbst verhüllet. Kenne ich doch die Welt von Leben nicht, die ich meinen Körper nenne. Ohne Zweifel würde meine zu schwache Seele, wenn sie das unzählbare Heer sähe, das ihr in allen Graden und Klassen der Belebung dienet — sie würde ihren Herrscherstab fallen lassen, und ihrem Thron entsinken. In meinen Adern, in den feinsten, mir zugetheilten Gefäßen, wallen diese zu höherm Leben hinauf, wie sie durch so mancherley Gänge und Zubereitungen getrieben, aus der ganzen Schöpfung in mich wallten. Ich bereite sie weiter, wie alles sie zu mir bereitete: keine Zerstöhrung, kein Tod ist in der Schöpfung, sondern Auflösung, Entbindung, Läuterung. So arbeitet der Baum mit seinen Aesten und Gliedern den Saft der Erde und der Luft, das Feuer des Bodens und des Himmels, zu seiner Natur, zum edlern Safte sein selbst und seiner Kinder. Seine Blätter saugen und machen fruchtbar. Jedes Blatt ist

ein formirter Baum auf einer grünen Fläche, in einem dünnen Gewebe, weil die Schöpfung nicht Raum hatte, sie alle als völlige Bäume hervorzubringen. Aus jeder Knospe, an jedem Zweige dränget sie also Baumesgeister hervor: die vielgebährende Mutter Erde bekleidet sich mit grünem Leben: jede Blume, die sich aufschließt, ist eine Braut, jeder blühende Baum eine große Familie von Leben. Das Reich der Thiere, unsrer stummen Mitbewohner, zerstört tausend Formen niedrigerer Art, um seine höhere Formen zu beseelen: der Mensch endlich, der größte Ausarbeiter und Zerstöhrer der Schöpfung, er giebt und nimmt Leben, er ist, ohne daß ers weis, das Ziel seiner niedrigen Mitbrüder, nach dem sie vielleicht alle unvermerkt geführt werden. — Schöner rudernder Schwan! in welch glänzendes Element hat dich dein Schöpfer gesetzt, dich selbst zu lieben und zu bewundern! Mit deinem schöngebognen Halse, in der reinen, frischen Unschuldsweisse, schwimmst du wie eine Königin daher, eine sanfte Prachtgestalt auf der klaren Fläche der Wogen. Deine

Welt

Welt ist ein Spiegel, dein Leben ein Schmuck, ein Künstlerleben; was wird dein Geschäft seyn, wenn du einmal in Menschengestalt Schönheitslinien entwirfst, und Reize an dir oder in der Natur studierest? —

Ch. Apropos, mein Freund, haben Sie den Roman des Bischofs Berkeley, Gaudentio von Lucca, gelesen?

Th. Ich kenne ihn nicht.

Ch. Er hat eine hübsche Idee der Seelenwandrung, die er seinen Mezzoraniern beylegt. Er läßt sie glauben, daß die Seelen der Thiere nach den Wohnungen menschlicher Körper geitzen, und sich auf alle Weise dahinein zu stehlen suchen. Es gelinge ihnen, sobald der Mensch die Fackel seiner Vernunft fallen läßt, und also die Uebermacht verliehrt, sich selbst zu leiten. Nun werde er rachsüchtig, grausam, wollüstig, geitzig, nachdem dieses oder jenes Thier ihn verfolge und den Platz seiner vernünftigen Seele einnehme. Mich dünkt, die Allegorie ist artig. —

Th. Wie es überhaupt ein seltner, feiner Mann war. Ich liebe dergleichen Einkleidungen, sie umkränzen eine Wahrheit so niedlich!

Ch. Und was halten Sie von der Seelenwandrung der Juden, die die Rabbinen Ibbur nennen? Sie sagen, daß sich zu einem Menschen mehrere, auch Menschenseelen, gesellen können, die ihm insonderheit zu gewissen Zeiten, (wenn nämlich, ein freundschaftlicher Geist siehet, daß ers bedarf, und Gott es ihm erlaubet) beystehen, ihn stärken, begeistern, mit und in ihm wohnen. Sie verlassen ihn aber, wenn das Geschäft zu Ende ist, dazu sie ihm helfen sollen: es sey denn, daß Gott einen Menschen mit diesem Beystande eines fremden Geistes bis an sein Ende begünstige.

Th. Die Dichtung ist lieblich. Sie erklärt, warum sich ein Mensch oft so ungleich handle? warum er insonderheit in spätern Jahren bisweilen so sehr unter sich sinke? Der fremde, hülfreiche Geist hat ihn verlassen, und er

sitzt mit dem Seinen nackt da. Auch ehrt die Einkleidung außerordentliche Menschen, auf eine schöne Weise: denn welch ein Lob ists, daß einen Weisen die Seele eines alten Weisen, oder gar mehrere derselben auf einmal beleben! Sie halten doch aber die schöne poetische Einkleidung nicht für physische und historische Wahrheit?

Ch. Wer weiß? Die Revolution menschlicher Seelen ist bey vielen Völkern allgemein geglaubt worden. Sie haben doch die Frage an Johannes gelesen: „bist du Elias? bist du ein Prophet?“ Sie wissen, wers sogar bestätigte und gerad heraus sagte: „Er ist Elias!“

Th. Und Sie haben doch den jüngern Helmont de revolutione animarum gelesen? Er hat in 200 Problemen alle Sprüche und Gründe angebracht, die sich je auf das Wiederkommen der Seelen in menschliche Leiber nach Jüdischen Begriffen deuten ließen.

Ch. Ich muß Ihnen sagen, daß mir die Jüdische Revolution der Seelen immer gefallen hat: kennen Sie sie genau?

Th. Ziemlich. Sie sagen, daß die Seelen 2 oder 3 mal (bey außerordentlichen Fällen setzen sie mehrere) ins Leben wiederkehren, und das vollenden, was sie noch nicht vollendet haben. Sie setzen, daß Gott die Perioden der Welt nach diesen Revolutionen der Seelen eingerichtet; daß er die Grade des Lichts und der Dämmerung, des Unglücks und der Freuden, ja endlich das Schicksal und die ganze Dauer der Welt darnach bestimmt habe. Die erste Auferstehung ist nichts als eine Revolution solcher Vollendeten, ins Leben wiederkehrenden Seelen. —

Ch. Und was sagen Sie dagegen?

Th. Nichts, als daß ich nichts dafür sagen kann: weil alles entweder poetische Fiktion ist, oder im Rathe Gottes ruhet. Die Sprüche wenigstens, die man dafür anführt, beweisen alle nichts.

Ch.

Ch. Aber auch die Vernunftgründe nicht, die man dafür anführt? daß Gott z. E. der ohne Ansehen der Person ist, bey Einem Daseyn der Seelen auf der Welt so viel Ansehn der Person beweise: daß der Langmüthige, Gerechte jedem Zeit und Raum zur Buße gebe. Daß manchem Menschen ja unschuldiger Weise der Genuß des Lebens so bitter gemacht, so abgekürzt werde — Sie sind, mein Freund, über diese Gründe hingegangen, weil Sie sie, wie ich wohl sagen darf, mit Vorurtheil betrachtet haben. Denken Sie sich die Sachen menschlich; nehmen Sie sich das Schicksal der Mißgebohrnen, der Ungestalten, der Armen, der Dummen, der Krüppel, der entsetzlich Zurückgesetzten und Beleidigten, der jungen Kinder, die das Licht kaum sahen, und fort mußten, nehmen Sie dieß alles zu Herzen, und entweder müssen Sie von ihrer Fortrückung in jene Welt schwache Begriffe haben: oder diesen Personen müssen hier erst Fittige gemacht werden, damit sie nur von fern nachschweben lernen,

damit sie einigermaßen nur Ersatz für fatale oder fatalverkürzte Zeiträume in dieser Welt erlangen können. An Fortrückung zu einem höhern Daseyn ist bey ihnen schwerlich zu gedenken.

Th. Warum nicht? Niemand giebt wie Gott giebt, und niemand kann auch wie Gott ersetzen und vergelten. Allen Geschöpfen gab er das Daseyn aus freyer Liebe: wenn einige zurückgesetzt scheinen, hat er nicht Oerter, Einrichtungen, Welten gnug, wo er durch Eine Verpflanzung tausendfach ersetzt und belohnet? Ein zu früh gestorbnes Kind, ein Jüngling, der für dieß rauhe Erdenklima gleichsam zu zart war — alle Nationen habens gefühlt, daß ihn die Götter geliebet (*) und die werthgeachtete Pflanze in einen schönern Garten versetzt haben. Oder hat Gott etwa kein anderes Räumchen als diese Erde? Muß er ausjäten, um Platz zu gewinnen, und die

(*) Ον οι θεοι φιλȣσιν, αποθνησκει νεος. Wen die Götter lieben, der stirbt jung.

die ausgerißne Pflanze so lange im Reich der Vorrathskammer ungebohrner Seelen welken und warten lassen, bis er wieder ein Stellchen erjage? Wie viele Menschen sind in jener Welt gewiß dadurch glücklich, daß sie hier unglücklich waren. Kennen Sie, mein Freund, die Kleistische Fabel vom gelähmten Kranich?

Ch. Ich kenne sie nicht.

Th. Sie ist eine der schönsten, die je gemacht ward. Wollen Sie sie lesen?

Theages gab ihm das Buch, und Charikles las:

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur:
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammen kam, um in ein wirthbar Land
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrey der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm,
dacht' er,
In sich gekehrt, ich half so viel als ihr,
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trift
mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie
wirds
Mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der
Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten
Flug!
Ich Unglückseliger! das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?" — Indessen
weht
Gewogner Wind vom Land' ins Meer. Die
Schaar
Beginnt, geordnet, jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort, und schreyt vor
Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'
Auf

Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt' vor Gram und
Schmerz.

Nach vielem Ruhn, sah er das beßre
Land,
Den gütgern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin;
Und vielen Spöttern ward die Flut zum
Grab'.

* * *

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks
drückt,
Ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur;
Jenseit des Ufers giebts ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch.

Ch. Eine schöne Fabel auch für meine Meynung! Wir wollen aufstehen, mein Freund,

und im Gehen müssen Sie mir noch einige Fragen erlauben. Wie kommts, daß im Alterthum die weisesten und so weit von einander entlegnen Nationen an der Lehre der Seelenwandrung, und zwar an der schlechtesten Lehre des Rückganges der Wesen, daß der Mensch wieder Thier werde, gehangen haben?

Th. Sie haben sich selbst schon die Frage beantwortet, Charikles: es war Kindheit der Welt und ihrer Weisheit über das Menschenschicksal. Bey Aegyptern, Braminen und im Munde Pythagoras war die Seelenwandrung Kirchenbuße in einer anschaulichen moralischen Dichtung.

Ch. Sonderbare Kirchenbuße in einer Dichtung —

Th. Gewissermaßen konnten beyde damals nicht ohne einander bestehen. Sie wissen, die Weisheit der ältesten Nationen war bey den Priestern. Wenn diese dem rohen Volk keine rechten Ideen von der zukünftigen Welt geben

konn=

konnten, oder selbst keine hatten: wars nicht gut, daß sie sie auch über die Zukunft nach diesem Leben mit sinnlichen Strafen schreckten? „Du Grausamer wirst zum Tiger, so wie du auch jetzt schon eine Tigerseele äußerst: Du Unreiner zur Sau, du Hoffärtige zum Pfauen — da mußt du lange büßen, bis du deiner entweyheten Menschheit wieder würdig geachtet werdest.“ Solche Anschaulichkeiten mit allem Ansehn der Religion gesagt, wirken ohne Zweifel mehr als metaphysische Subtilitäten. Jeder sah die Natur des Thieres und das Schicksal desselben vor sich: der Lasterhafte fühlte den Thiercharakter in sich, und nichts natürlicher, als daß er nun auch das Schicksal des Thieres, das ist, den reellen Uebergang in dasselbe befürchtete. Wenn diese Lehre also einmal etablirt war, so konnte sie vielleicht von manchen Lastern abziehen, zu manchen Tugenden gewöhnen. Wer wollte nicht lieber ein weisser Elephant als eine Sau seyn? zumal wenn man die Natur und das Schicksal der Thiere mit

Augen der Indier und Aegypter, mit jener stillen Vertraulichkeit ansieht, in der die Kindheit der Welt mit den Thieren lebte. Sie glauben doch aber wohl nicht, daß uns noch diese Lehre nöthig oder angemessen seyn sollte?

Ch. Manchmal wäre sie nicht so übel. Wenn der Grausame, der einen armen Hirsch zu Tode quält, in dem Augenblick von einer lymphatischen Ahndung ergriffen würde: „so wirds Dir gehen! Deine Seele soll in den Hirsch fahren, und auch so zu Tode gequält werden!" Vielleicht erstickte er die Freudenlose Brutalität in sich.

Th. Ich zweifle, mein Freund, da der unmittelbare Anblick des leidenden Geschöpfs sie nicht zu ersticken vermag. Für uns dünkt mich, hat diese ganze Seelenwanderung ihren Stachel verlohren. Wenn ich als Mensch nicht gut bin, werde ichs als Tiger werden? da es sodann meine Natur ist, zu seyn worinn ich verwandelt wurde. Bin ich verdammt, Gras zu fressen, wie ein unvernünftiger Ochs: wie werde ich in diesem Zustan-

Zustande anfangen, meine Vernunft besser zu gebrauchen, als ich sie, da ich Mensch war, brauchte? Gott hat mir selbst die Augen verbunden, und das Licht des Verstandes von mir genommen. Soll meine Degradation Büßung seyn in den Augen des grausamen willkührlichen Richters, so sey sie es! Besserung aber, vernünftigmoralische Besserung in mir wird sie nie, weil mir ja bey solcher Degradation das genommen ist, was mich allein bessern könnte. Man wird gegen den Gott erbittert, der, weil man die Augen nicht recht gebraucht hat, sie uns nun aussticht, und weil man sein Herz nicht zu rechten Empfindungen gewöhnt hat, es in der Gestalt des Unglücklichen und Lasterhaften nun ganz brutalisiert und verhärtet.

Ch. Auch dagegen ließe sich noch manches sagen; aber als Einkleidung fürs Volk mag wenigstens die Dichtung gegolten haben.

Th. Auch als Einkleidung fürs Volk ist das Mährchen nicht für unsere Zeiten. Der

Mensch

Mensch soll sich, wie mich dünkt, auf der obersten Stufe ansehn lernen, und sein jetziges Daseyn peremtorisch brauchen. Keine Schleichwege und Schlupfwinkel soll er wissen, in denen er noch etwa nachholen kann, was er versäumt hat; wenigstens hat ihn die Gottheit gar nicht darauf verwiesen. Aut Caesar aut nihil: aut nunc aut nunquam! Auch im Alterthum haben alle wirkende edle Nationen, die nicht von der Fabelweisheit und den dummen Büßungen ihrer Priester bethört wurden, sich edlere Zustände nach dem Tode zum Ziel ihrer Nacheiferung gesetzet. Die Versammlung der Väter bey den Morgenländern, das Elysium der Griechen, die Walhalla der Nordländer, sind doch schönere Gedanken im Tode, als der Ochs und die Kuh, die auf den Sterbenden, der den Kuhschwanz in der Hand hält, wartet — oder der Leib einer fremden Mutter, in den er schlüpfen muß, um wieder als Kind zu wimmern.

Ch. Ich fühle die niedrigen Ideen, die rings um diese Hypothese liegen; mich wundert

nur,

nur, daß der weise Pythagoras eine solche Lehre aus den Pfaffenländern nach Europa zu bringen werth hielt.

Th. Was bringt man nicht aus der Fremde mit? Nicht nur Gold und Schätze; sondern auch Affen und andere Seltenheiten. Ueberdem ists unwahrscheinlich, daß Pythagoras von dieser Lehre den Gebrauch gemacht, den die späten unächten Pythagoräer machten. Auch Er redete von einem Tartarus und Elysium, wie andere Weisen und Dichter der Griechen; und überhaupt weiß man von dem wahrhaftig großen Mann zu wenig, als daß man insonderheit über seine Einkleidungen und Symbole urtheilen könnte: man sieht ihn nur durch das Gewand der Fabel. —

Und ach! Freund, — Pythagoras oder nicht Pythagoras — Was brauchte es so vieler Widerlegungen und Gründe, mit denen auch Wir die Zeit verschwendet haben? Fragen Sie Ihr Herz, die Wahrheit, die in Ihnen wohnet. Wenn Sie vor die Statue eines hochherzigen

Apol-

Apollo treten, fühlen Sie nicht, was Ihnen zu der Gestalt fehlet? Können Sie sie je hier erlangen, und kann sich Ihr Herz in derselben freuen, wenn Sie auch zehnmal wieder kämen? Und das war nur die Idee eines Künstlers, der glückliche Traum eines Sterblichen, den auch unsre enge Brust umschloß! Wie? der allmächtige Vater sollte keine edleren Gestalten für uns haben, als in welchen hier unser Herz wallt und ächzet? — Unsre Sprache, alle Mittheilung unsrer Gedanken, was ists mit ihr für ein Flickwerk! Auf der Spitze unsrer Zunge, zwischen Gaum und Lippen, in einigen buchstabierlichen Tönen, soll unser Herz, unsere innigste Seele schweben, und sich einem andern von daher so mittheilen, daß er uns fasse, daß er den Grund unsers Innersten fühle? Leeres Streben! armselige Pantomime in einigen Luftschwingungen und Gebehrden! Die Seele liegt wie ein siebenfach Gefesselter im Kerker, und kann nur durch ein festes Gegitter, durch ein paar Licht- und Luftlöcher, hinaussehen,

hen, hinausathmen. Und immer sieht sie die Welt nur von einer Seite, da Millionen andre da seyn müssen, die, sobald wir mehrere und andre Sinne hätten, sobald die enge Hütte unsers Körpers mit einer freyern Aussicht wechselte, auch vor uns, auch in uns lägen. Und wir wollten ewig zufrieden seyn mit diesem Winkel, mit diesem Kerker? Welcher Unglückliche, ders schon zeitlebens hier seyn muß, schränkte seine Wünsche dahin ein, nur seiner Bürde los zu werden, ohne Gefühl und Hofnung eines Ersatzes, daß er hier so zurückgehalten und getäuscht ward? Wenn wir hier, selbst an den seligsten Quellen der Freundschaft und Liebe, oft durstig und krank lechzen, suchen Vereinigung und finden sie nie, betteln Allmosen von allen Gegenständen der Erde, und sind immer arm, immer unbefriedigt, — finden endlich, daß alle Erdenzwecke und Erdenplane nichts sind — eitel! eitel! — fühlen das und fühlens täglich: welche edle freye Menschenseele hebt sich nicht empor, und verachtet ewige Hütten

und Wanderplätze im Kreise der Wüsten hienieden!

The Soul longs from his prison to come
and we would seal and sow up, if we could,
the womb!
We seek to close and plaister up by Art
the Craks and Breaches of th' extended Shell,
and in that narrow Cell
would rudely force to dwell
the noble vigorous Bird, already wing'd to
part.

Unter diesen Gesprächen hatten sie beynahe den Wald geendiget. Am letzten Baume stand Charikles still: ehe wir diesen Wald verlassen, Theages, sprach er, muß ich Ihnen das Resultat unsrer Gespräche sagen. In allen Gestalten und Ständen der Menschheit, dünkt mich, kommt es viel weniger auf Ausbildung unsers Witzes, Scharfsinnes, oder anderer Sprossen menschlicher

Sce

Seelenkräfte, als auf **Erziehung des Herzens** an; und dieß ist bey allen Menschen ein **Menschenherz.** Es kann auch in allen Formen und Situationen der Menschheit bis auf einen gewissen Grad gebildet werden. Wie weit es nun in dieser Situation ausgebildet worden — und wie die Vorsehung den Verunglückten und Leidenden nachhilft — das überlasse ich ihr, und wage es nicht, ihre geheimen Wege zur Rennbahn oder zur geschlagnen Landstraße einer Hypothese zu machen, auf der entweder der Mensch erschreckt würde, oder der Faule und Freche seine Lehnen bereit fände. Mir ist der Ausspruch des Evangeliums heilig: „selig sind die Armen, denn das „Himmelreich ist ihr. Selig sind, die Leidtragenden, denn sie sollen getröstet werden. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ **Reinigung des Herzens, Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden,** das dünkt mich, ist die wahre **Palingenesie dieses Le-**

 bens,

bens, nach der uns gewiß eine fröliche, höhere, aber uns unbekannte Metempsychose bevorsteht. Hiermit bin ich zufrieden, und danke Ihnen, daß Sie mir meine Gedanken entwickelt haben. Sie umarmten sich und schieden auseinander.

VI.

VI.

Liebe und Selbstheit.

Ein Nachtrag zum Briefe des Hr. Hemsterhuis über das Verlangen. *)

(*) S. Hemsterhuis vermischte Philosophische Schriften, Leipzig 1782. Th. 1. S. 71.

Es ist eine schöne Sage der ältsten Dichtung, daß Liebe die Welt aus dem Chaos gezogen, und die Geschöpfe mit Banden des Verlangens und der Sehnsucht wechselseitig an einander geknüpft habe: daß mit diesen zarten Banden sie alles in Ordnung erhalte, und zu dem Einen leite, der Quell alles Lichts ist, wie aller Liebe. Unter wie mancherley Namen und Einkleidungen dieß dichterische System vorgetragen ward, so ist in ihm überall dieß Allgemeine kenntlich: „daß Liebe die Wesen vereinige, wie Haß sie scheide; in Liebe und Vereinigung gleichartiger Dinge bestehe aller Genuß der Götter und Menschen: Sehnsucht und Verlangen endlich seyn gleichsam die Brautführerinnen der Liebe, die starken und doch zarten Arme, die allen Genuß herbey ziehn, vorbereiten, ja die selbst das größeste Vergnügen vorahndend gewähren."

Indessen ward auch bald die andere Seite des Systems sichtbar, daß diese Liebe Grenzen

habe, und eine völlige Vereinigung der Wesen in unserm Weltall selten oder gar nicht statt finde, daß also auch die Bande dieser Vereinigung, Verlangen und Sehnsucht, eben in der größten Anstrengung nachlassen müssen, und leider! oft, statt des Genusses, Ueberdruß und Sättigung gewähren. Man bemerkte bald, daß auch in diesem Gesetz Weisheit liege, weil der Schöpfer hierdurch eben so sehr für den festen **Bestand einzelner Wesen** gesorgt hat, wie er durch Liebe und Sehnsucht für die **Vereinigung** und das **milde Beysammenseyn** mehrerer Geschöpfe sorgte. Man sahe, daß diese beyden Kräfte, die in der geistigen Welt das sind, was in der körperlichen **Anziehung** und **Zurückstoßung** seyn möchten, zur Erhaltung und Festhaltung des Weltalls gehören; und ich glaube, es war schon **Empedokles**, der Haß und Liebe zu Zeichnerinnen des Umrisses aller Geschöpfe machte: (*) durch

(*) Εν δε κοτω διαμορφα και ανδιχα παντα πελονται
Συν δ' εβη εν φιλοτητι και αλληλοισι ποθειται
Εκ των γαρ παντ' οσσ' ην, οσσα τε εςι και εςαι

„durch Haß, sagte er, werden die Dinge getrennt, und jedes Einzelne bleibt was es ist; durch Liebe werden sie verbunden und gesellen sich zu einander;" — so fern sie sich nämlich ihrer Natur nach, gesellen können: denn freylich auch über die Liebe, sagten die Griechen, herrscht das Schicksal; und Nothwendigkeit, die älteste der Gottheiten, ist mächtiger, als die Liebe. Nach Platons Ideen ward diese von der Dürftigkeit und dem Ueberfluß in den Gärten Jupiters gebohren: sie hat also die Natur beyder, und ist immer abhängig von ihren Eltern.

Ich glaube, es wird nicht unangenehm seyn, diesen doppelten Spatziergang zu verfolgen, zumal uns Herr Hemsterhuis nur auf die eine Seite geführt hat. Er hat sich die andre für eine andre Abhandlung aufgespart, (*) die er noch nicht geschrieben, oder ich noch nicht gesehen habe.

(*) Hemsterhuis vermischte Philosophische Schriften Th. 1. S. 108.

Daß Liebe die Wesen vereinige, und daß alle Sehnsucht, alles Verlangen nur nach dieser Vereinigung als nach dem einzigmöglichen Genuß abgetrenneter Wesen strebe, dieß hat unser Autor mit so ausgesuchten Beyspielen erwiesen, daß eine zu reiche Nachlese hierüber nur unnützer Ueberfluß wäre. Jede Begierde nach sinnlichem und geistigem Genuß, alles Verlangen der Freundschaft und Liebe dürstet nach Vereinigung mit dem Begehrten, weil es in ihm einen neuen süßen Genuß seiner eignen Wirklichkeit vorempfindet. Die Gottheit hat es weise und gut gemacht, daß wir unser Daseyn nicht in uns, sondern nur durch Reaction gleichsam in einem Gegenstande außer uns fühlen sollen, nach dem wir also streben, für den wir leben, in dem wir doppelt und vielfach sind. Die Menge anziehender Gegenstände, die die Natur um uns legte, sind also von ihr in so mancherley Entfernungen gesetzt, und mit so verschiedenen Graden und Arten der Anziehungskraft begabet, daß eben hierdurch ein reiches und zartes

Sai-

Saitenspiel der Empfindungen von vielerley Tönen und Modis in uns möglich ward, und unser Herz und Leben gleichsam eine Harmonie des Verlangens, das Kunstgebilde einer immer reinern, unersättlichen, ewigen Sehnsucht würde.

Der grobe sinnliche Genuß **verwandelt** in sich und zerstört den Gegenstand, nach dem wir begehrten. Er ist also **lebhaft**: denn hier findet völlige Vereinigung statt; allein er ist auch **grob** und **vorübergehend**. Es giebt Menschen, die den Genuß nur auf der Zunge haben, (daher auch im gemeinen Leben das Wort **Genießen**, meistens von diesem Sinn gebraucht wird;) der Genuß ist hier **Vereinigung**, d. i. Auflösung der feinsten Säfte, er ist aber auch eben damit geendet: denn nun ist der Gegenstand verschlungen, zerstöret. Gewissermaßen ist also auch hier der feinste Genuß vor dem Genusse: der Appetit nach einer schönen Frucht ist angenehmer als die Frucht selbst; das Auge macht die

die Zunge am lieblichsten lüstern, oder wie Lukrez von einem andern Sinn sagt:

voluptatem praesagit multa cupido.

So ists mit dem Genuß der Düfte, ja selbst der Töne. Wir ziehen sie in uns, wir trinken den Strom ihrer Wollust mit langen Zügen: und nur dann sagen wir, daß wir Musik genießen, wenn sie unser Herz zerschmelzt, wenn sie mit dem innern Saitenspiel unsrer Empfindungen Eins wird. Der Strom des Wohllauts, so fein er sey, wird indeß auch verschlungen; er dauert etwa nur in den harmonischen Wirkungen, in den angenehmen Vibrationen fort, die er auf uns machte. —

Je geistiger der Genuß ist, desto daurender wird er, desto mehr ist auch sein Gegenstand außer uns daurend. Lasset uns aber auch immer dazu setzen, desto schwächer ist er: denn ein Gegenstand ist und bleibt außer uns und kann eigentlich nur im Bilde d. i. wenig oder gar nicht mit uns Eins werden. Das Auge

wird

wird zu sehen nimmer satt: denn wie wenig erhält das Herz im sehen! wie wenig kann uns zum innigsten Genuß der bloße Lichtstrahl geben! Was der lateinische Dichter vom unvollkommenen Genuß der Liebenden sagt, gilt auch hier:

Nil datur praeter simulacra fruendum!
Vt bibere in somnis sitiens cum quaerit et humor
non datur, ardorem in membris qui stingere possit
sed laticum simulacra petit frustraque laborat
in medioque sitit torrenti flumine potans.

Und in der That scheinen dieses auch die Virtuosen dieses Organs, die das Gesicht bis zur Wollust, bis zum Genuß ausgebildet haben, zu fühlen. Wie suchen sie das Bild vor ihnen zu beleben! Einem jeden Druck des Lichts und des Schattens, der Farbe, der Bildung, der Gebehrde tappen sie nach, daß, wenn sie Künstler sind, sie den Geist des Urhebers, und wenn sie in den Gegenständen selbst leben, diese, ob es gleich

gleich nur Erscheinungen sind, etwa hervorfühlen, heraustappen möchten; wo abermals also der Genuß nur durch einen Wahn von Vereinigung statt hat. Schwacher, aber glücklicher Wahn! Das Auge zerstört das Wesen des geliebten Gegenstandes nicht, eben weil es denselben nicht in sich hinüber zu ziehen vermag. Dünkt dieser also dem Getäuschten ein Quell unerschöpflicher Reize: wohl ihm und dem Glücklichbetrognen, der sein genießet! Er schöpft immer, und schöpft nie aus, weil er nie ganz und innig schöpfen konnte: die geliebten Bilder fliehn vor ihm und bleiben ihm doch gegenwärtig: er lebt vom süßen Traum des sichtbaren, geistigen Wahnes.

Unvermerkt kommen wir auf die dem Schein nach daurendste, aber auch für unsre Sterblichkeit am wenigsten befriedigende Art des Genusses, den Ideengenuß körperlicher Schönheit, oder wie es die Schwärmer nennen, den Genuß platonischer Liebe. Plato giebt zu ihr seinen Namen unrecht her: denn er redet von geistigen Eigenschaften, die mit dem Geist genossen wer-

den

den müssen (und ja auch nicht anders genossen werden können;) nicht aber von einer wahnsinnigen Vergeistung der Körper, aus der oft nur zu grobe Verkörperung wird. Daß dieser Genuß nicht geistig sey, sehen wir daraus, weil er den Körper zerstört, und den Geist nicht befriedigt: er sündigt am Nervensaft, wie die zu grobe Liebe an Fleisch und Blut sündigt; und zeigt also eben damit, daß er kein wahrer Genuß, keine glückliche Beschauung der Art sey, wo der geliebte Gegenstand mit uns Eins wird. Wie kann, was Körper ist, mit dem reinen Geist Eins werden? zwo Dinge, die eigentlich nichts mit einander gemein haben, und nur durch eine Art freywilliger Trunkenheit, wie die Griechen dichteten, ursprünglich vermischt werden konnten. Geistige Eigenschaften und Gegenstände kann der Geist genießen; ihre Vereinigung mit ihm ist rein und so ruhig, als jener alte Hymnus Gott sprechen läßt: **Alles ist mein: denn ich habe es in mir!** — ein Besitzthum und ein Genuß, dessen die Seele nur bey den reinsten Gegenständen fä-

hig

hig ist. Da fliegt und kostet sie als ein schöner Schmetterling, der bey seinem Genuß der Blume nicht schadet: wo sie als Raupe genießt, zerfrißt sie leider! Blätter und Blume.

Wir fangen also von den wahreren Gattungen des geistigen Verlangens, der **Freundschaft** und **Liebe** zu reden an, und ich hole, nachdem was **Hemsterhuis** von ihnen gesagt hat, nur wenige Züge nach.

Das Bild der Alten von der **Freundschaft**, „**die beyden in einander geschlungenen Hände**" scheinen mir das beste Sinnbild ihrer Vereinigung, ihres Zweckes und Genusses zu seyn; bedeutender, als die zwey „**gleichgestimmten Saitenspiele.**" Diese drücken nichts aus, als Geselligkeit, die lange noch nicht **Freundschaft** ist. Ein geselliger Mensch ist leicht, und wohlgestimmt, er stimmt sich selbst leicht zu jeder Gesellschaft, und so stimmt sich auch diese leicht zu ihm. Er drückt niemand mit seinem Daseyn, er verengt keinen; und so ist jedermann gern um ihn: man ist auch auf einen

gewiß-

gewissen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Mensch habe nichts Arges. Charaktere der Art sind zum täglichen Umgange gut; aber Freundschaft — welch ein anderes, heiliges Band ist diese! Herzen und Hände knüpft sie zu Einem gemeinschaftlichen Zweck zusammen, und wo dieser Zweck augenscheinlich, wo er fortwährend, anstrengend, selbst unter oder hinter Gefahren vorliegt: da ist das Band der Freundschaft oft so genau, fest und herzlich, daß nichts als der Tod es zu trennen vermochte. Der Phalanx griechischer Freunde im Kriege, die alle wie Einer siegten oder starben; jene hellen Zwillingsgestirne der Freundschaft, die unter allen Nationen, Hebräern und Griechen, Scythen und Wilden aus der Nacht der Zeiten hervorglänzen und dem menschlichen Herzen so wohl thun, wodurch waren sie Freunde? Gemeinschaftlicher Zweck verband sie: Gefahr zog den Knoten zusammen: erprobte Treue, fortgehender wachsender Eifer, glorreiche Mühe, gemeinschaftlicher Genuß der Mühe, Noth und Tod endlich

machten den Knoten unauflöslich. Wie wahr ists, was jener Freund von seinem Freunde singet: deine **Liebe war mir mehr als Frauenliebe!** Die Schöpfung kennt nichts Edleres, als zwey freywillig- und unauflöslich zusammengeschlungene Hände, zwey freywillig Einsgewordne Herzen und Leben. Gleichviel ob diese beyden Hände männlich oder weiblich oder beyderley Geschlechts sind: es ist ein stolzes aber ungereimtes Vorurtheil der Männer, daß nur sie zur Freundschaft taugen. Oft ist ein Weib darzu zarter, treuer, fester und goldreiner, als eine Reihe schwacher, fühlloser, unreiner männlicher Seelen; und wo Untreue, Eitelkeit, Rivalität, Leichtsinn statt findet, da ist Freundschaft für beyderley Geschlecht unmöglich. Auch **Ehe** soll Freundschaft seyn: und wehe, wo sies nicht ist, wo sie nur Liebe und Appetit seyn wollte! Es ist einem edeln Weibe süß, auch um ihres Mannes willen zu leiden, geschweige sich mit ihm zu freuen, und Er sich in Ihr, Sie sich in Ihm wirksam, fröhlich, honett, geschätzt und glücklich zu fühlen.

Die

Die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder ist der schöne leitende Zweck ihrer Freundschaft, der noch im grauen Alter beyde süß belohnet. Als zwey verschlungene Bäume stehn sie da, und werden dastehn, umringt vom Kranz jugendlich-grünender Bäume. — Ueberhaupt ist gemeinschaftliches Leben das Mark der wahren Freundschaft: Aufschluß und Theilung der Herzen, innige Freude an einander, gemeinschaftliches Leid miteinander, Rath, Trost, Bemühung, Hülfe für einander sind ihre Kennzeichen, ihre Süßigkeiten und Belohnung. Was für zarte Geheimnisse giebts in der Freundschaft! Delikatessen, als ob die Seele sich in des Andern Seele unmittelbar fühlte, und vorahndend seine Gedanken so richtig erkenne, als obs ihre eignen Gedanken wären. Und gewiß, die Seele hat zuweilen Macht, sie so zu erkennen, so in des andern Herz unmittelbar und innig zu wohnen. Es giebt Augenblicke der Sympathie auch in Gedanken, ohne die mindste äußere Veranlassung, die zwar die Psychologie nicht er-

klärt, aber die Erfahrung lehrt und bekräftigt. Es giebt Erinnerungen, auch ferne Erinnerungen abwesender Freunde an einander, die oft von der wunderbarsten, mächtigsten Art sind. Wenn überhaupt die Seele je die geheime Kraft hätte, ohne Organ unmittelbar in eine andre Seele zu wirken: wo könnte es natürlicher seyn, als bey der Freundschaft? Diese ist reiner und also gewiß auch mächtiger als die Liebe: wenn diese sich zur Stärke und Dauer der Ewigkeit erheben will, muß sie erst, von der groben Sinnlichkeit geläutert, ächte und wahre Freundschaft werden. Wie selten gelangt sie dahin! Sie zerstört sich selbst, oder zerstört ihren Gegenstand mit durchdringenden fressenden Flammen, und Beyde, das Liebende und das Geliebte, liegen sodann wie ein Häufchen Asche da. Aber die Glut der Freundschaft ist reine erquickende Menschenwärme. Die beyden Flammen auf Einem Altar spielen in einander, heben und tragen frohlockend einander, und oft noch in der Stunde der traurigen Scheidung schweben sie frölich und einig ins Land der

reinsten

reinsten Vereinigung, der treuesten, untrennbaren Freundschaft.

Der Leser verzeihe die Ausführlichkeit, womit ich diesen Punkt behandle. Da ich ihn für die wahre, einzige und schönste Seelenvereinigung, also auch für den edelsten und süßesten Genuß halte, dessen die Menschheit fähig ist, dem auch selbst die Liebe dienet: da es so verschiedne Grade der Freundschaft giebt von der leichten Geselligkeit bis zur erhabensten stillsten dauerndsten Aufopferung, die freylich nur sehr auserlesenen Seelen unter sehr seltnen Umständen und Verbindungen, aber auch solchen als das höchste Privilegium, als der ächte Vorschmack einer künftigen höhern Existenz zu Theil ward: kurz, da in der Freundschaft eine Vereinigung, fast ohne Organe, rein, ganz, thätig und immerwachsend statt hat: so ist sie, dünkt mich, auch der höchste Punkt alles Verlangens und gerade in der größesten Anstrengung und Bedrückung wird sie das reinste Glück der Erde. Hier wirkt der wahre Magnetismus menschlicher Seelen

len, und wir wissen, der Magnet zieht am meisten, wenn er geübt wird. Ungeübt liegt er todt da; ohne Zuversicht und schwer erprobte Treue ist keine Freundschaft, keine Verwechslung der Herzen möglich.

Aber die Natur sah daß diese reine himmlische Flamme für uns auf Erden meistens zu fein wäre: sie kleidete sie also in irrdische, sinnliche Reize, und nun erschien Venus Urania als — Aphrodite. Liebe soll uns zur Freundschaft laden, Liebe soll selbst die innigste Freundschaft werden.

Den höchsten Grad ihrer Entzückung suche ich nicht da, wo, wie Herr Hemsterhuis sagt, uns die Natur mit einem Augenblick irrdischer Vereinigung täuscht (ein Augenblick der sich ringsum in lauter Bedürfniß verliehret) sondern in das erste glückliche Finden, in den über alle Beschreibung süßen Augenblick, da beyde Geliebte gewahr werden, daß sie sich lieben, und es nun, wie unvollkommen und unwillkührlich es sey, so gewiß, süß und übereinstimmend einander sagen. Warum muß ich das Wort schreiben: sagen?

Das

Das arme Wort! Was kann in diesem Augenblick die todte Zunge, die lechzende Sprache sagen, wo selbst der seelenvolle feurige Blick seine Flügel niederschlägt und seinen Glanz verhüllet. Wenn es einen Augenblick himmlischer Wollust und reiner Vereinigung verkörperter Wesen hier auf Erden giebt, so ists dieser; alles ganz andrer Art, als was uns nachher der darbende Genuß erlaubet. Ich weiß nicht, welche Mythologie irgend eines Asiatischen Volks ihre Zeiträume des höchsten Alterthums so eintheilt, daß die Menschen (damals noch paradiesische Geister) sich Jahrtausende zuerst durch Blicke, nachher durch einen Kuß, durch eine bloße Berührung geliebt hätten, bis sie in langen Zeiträumen endlich zu den niedrigern Arten des Genusses allmählich hinabgesunken wären. Der Augenblick jenes geistigen Erkennens, jenes Verraths der Seele durch einen Blick setzt uns gleichsam in diese Zeit zurück, und mit ihr in die Freuden des Paradieses. In ihm genießen wir **zurückempfindend**, was wir so lange suchten, und uns selbst nicht zu sagen wagten:

ten: in ihm genießen wir vorempfindend alle Freuden der Zukunft, nicht ahndend, sondern habend, ja wenn man so sagen darf, mehr als habend. Die Zukunft kann immer nur entwickeln, selten hinzuthun; und oft thut sie ab, sie vermindert den Wahn des Genusses bey jedem Genusse. Jener Augenblick ist der, da Psyche den Gott der Liebe erblickt, den sie so lang verschleiert liebte; ach warum, Unglückliche, ließest du die Fackel fallen? und endetest damit auf so lange alle deine Freuden! —

Es ist gewiß, daß die Seelen, die zur treusten, reinsten, edelsten Liebe geschaffen sind, sich für diesem Augenblick des Verraths, als für ihrem ärgsten Feinde fürchten, und mit ihm aufs blödeste zögern. Das weibliche Geschlecht, das die Liebe überhaupt zarter, als das unsre, behandelt, fühlt, wie viel die Flamme derselben mit jedem Genuß verliehre, wie sie, der Natur aller andern Flammen zuwider, erstickt, wenn sie ausbricht, und durch jede Aeußerung ihre innere Kraft und Süßigkeit schwächet. Keusch und heilig

lig suchts also das Geheimniß selbst im Herzen des Liebenden zu bewahren, sobald es desselben gewiß ist; und nichts macht sich gewisser als dieses. Das Geheimniß wird gleichsam entweiht, wenn es nur die Lippen berührt: es erstirbt auf gewisse Weise schon im ersten Kusse, im ersten Seufzer. Aber da wir einmal Körper sind, so verliehrt Psyche freylich, wie die alte Fabel lautet, ihre himmlische Fittige, sobald sie zur Materie herabsinkt. Ist es Wunder, daß sie sich so lange, und mit so vieler Mühe noch täuschen will, daß sie nicht den Körper, sondern nur das, was ihrer Natur ist, die Seele des Geliebten liebe? gleich als ob sie sich ihrer Erniedrigung schämte, und die kurze Dauer des Genusses, den sie sucht, prophezeihte. Wie verhüllet sie sich also diesen! sie suchet auch im Kuß nur Vereinigung der Seele, wie es das untenangezogene unübersetzbare Gedicht (*) gleichsam ganz lie-

(*) Dum semihulco suavio
meam puellam suavior etc. Aul. Gell. l. XIX. c. IX. Siehe auch das vortrefliche Lydia, puella

beathmend singet. Große Stellen im vierten Buch Lukrez schildern dieß Streben, dieß eitle, immer unbefriedigte Streben nach Vereinigung der Wesen so stark, so philosophisch und kräftig, als ob Lukrez fürs System unsers Autors, oder dieser sein System des Genusses und der Liebe aus ihm geschrieben hätte. — Glücklich, daß die Natur diesen kurzen trügenden Wahn der innigsten Vereinigung von Seiten des Geistes mit Freundschaft paarte, und von Seiten des Körpers mit dem elektrischen Funken seiner Allmacht beglückte, durch den aus einer uns unbegreiflichen Verbindung zweyer Wesen ein Drittes wird, gleichsam ein Geschöpf der Liebe, des Verlangens und der unvollendeten Sehnsucht. Die feurige Kette schlingt sich also weiter: zwischen der Dürftigkeit und dem Ueberfluß wird an ihr ein neues Glied geknüpft, in dem der Funke des Verlangens weiter zünde. Ueberhaupt bemerke ich allgemein, daß der Schöpfer keinen Grad von

Ver=

candida, das dem Cornelius Gallus zugeschrieben wird, insonderheit in der letzten Strophe.

Vereinigung der Wesen in seiner Natur ohne Frucht ließ. Der erste Grad von sinnlichem Genuß, nach dem auch schon das Kind sauget, giebt uns **Lebenssaft**: er bereitet uns ein **Edleres** aus einer schlechtern Materie. Je **feiner** das Organ wird, desto **geistiger** sind die Kinder seines Empfängnisses: **Düfte** stärken und erquicken die Seele: **Musik** tröstet und labt das Herz mit himmlischem Tranke. Die **Bilder**,

— — Simulacra, pabula amoris

führen dem Geist **zärtere Gedanken** zu, als ihr Materielles selbst ist; und endlich **Freundschaft** und **Liebe**, jene die Ehe der Geister, diese der Körper, bringen uns einen Becher des Genusses mit den schönsten Früchten bekränzet. **Freundschaft** erweckt edle Empfindungen, Bestrebungen, Thaten; **Liebe**, wie die göttliche Frühlingssonne, belebt den zarten mütterlichen Weinstock mit Laub und Früchten. Die **Schöpfungskraft** des ersten **Urhebers** ist in sie geleget.

Auch scheinets, daß der Schöpfer Sorgfalt getragen habe, den kurzen flüchtigen Genuß der Liebe mit einer Gabe zu ersetzen und zu belohnen, die er unmittelbar aus seinem Schatz nahm, und in der auch das geringste lebendige Geschöpf eines Funkens der Gottheit gewürdigt werden sollte; es ist die **Elternzärtlichkeit**, die **väterliche** und **mütterliche** Liebe. Sie ist **göttlich**, denn sie ist uneigennützig und sehr oft ohne Dank. Sie ist **himmlisch**, denn sie kann sich auch in viele zertheilen, und bleibt immer ganz, immer ungetheilt und neidlos. Endlich ist sie auch **ewig** und **unendlich**, denn sie überwindet Liebe und Tod. Abscheulich ist die Mutter, die ihrem Kinde den Liebhaber vorzieht: selbst Thiere beschämen sie, die freudig für ihre Jungen starben. Unter allen Schmerzen des Todes schmeichelten und liebkoseten sie denen, die man grausam aus ihrem Leibe riß, und für jede thierische Mutter giebts kein süßeres Geschäft, als ihre Jungen zu säugen. Mütterliche Zärtlichkeit war das Pfand der Liebe, womit die Natur, gleichsam aus ihrem

rem Herzen, die Schmerzen der Mutter belohnte. Nichts geht über die Angst, womit die Mutter ein verlohrnes Kind sucht, und nichts über die Freude, womit sie's nach langem Suchen, nach vieljähriger Entfernung wieder findet, und wie neugebohren umarmet. Das Verlangen der Mutter nach Kindern ist die schönste Sehnsucht, die im Gürtel der Liebe lag, ja aus der, bey allen reinen Weibesherzen, er eigentlich ganz gewebt scheinet. Sie sind die Priesterinnen am heiligen Feuer der Vesta; und wehe dem verachteten Geschöpf, das statt dieser Flamme von einer andern glühet! Nur die Spitze seines Pfeils hat Amor mit Verlangen gesalbet; (*) unglücklich, wenn der ganze Pfeil davon glühet.

Zu wem kann ich von der zärtlichen, göttlichen, ewigen Elternzärtlichkeit hinaufsteigen, als zu Dir, große allgemeine Mutter, zärtlichster höchster Vater! Meine Sprache hat kein Wort die Empfindung zu nennen, mit der Du dich in jedes Geschöpf, in jede Nerve und Winkel eines schla-

(*) Χρισας αφυκτον οιςον ιμερω. Euripid.

schlagenden Herzens setztest, und jedem derselben seinen für andre unübersehbaren, unerklärlichen, unfühlbaren Genuß gabest. Deine ganze Schöpfung ist ein Gewebe, das die Macht aus dem Nichts hervorzog, die Weisheit einschlug, und dem die Liebe ihre tausendgestaltige sinn- und liebreiche Figuren einwebte. Wer sollte Dich also nicht lieben, da jedes Geschöpf nur zu Dir ziehet, zu Dir weiset? und wer kanns, wie er sollte: da er im Meer deiner Gedanken und vorgefühlten Empfindungen untergeht, und auch nur über sich selbst in die tiefste Tiefe sinket? Du hast das Schicksal aller Eltern, daß sie mehr lieben, als geliebt werden; aber du hast vor allen das voraus, daß Du die Sehnsucht nach Dir in mir selbst erschaffen hast, und mich an Banden des Erkenntnisses und der Liebe Dir immer näher zuführen kannst. Mein ganzes Herz sagt mirs, Du werdest und müssest es thun: denn das kleine Fünkchen Erkenntniß und Liebe in mir ist ja nur ein Abglanz der unendlichen Flamme deines Herzens. Du mußt mich also tausendfach inniger erkennen,

nen-

nennen, suchen und lieben, als ich Dich nennen und suchen kann; und dieser ewige Zug Deines Herzens zu dem Meinen ist mir ein eingepflanzter Bürge meiner unsterblichen Neigung zu Dir, und des immer wachsenden Genusses Deiner.

Aber wie wird der Ewige genossen? durch Anschauung? oder durch Empfindung? Unser Autor hat eine harte Bemerkung über die Schwärmer gemacht, (*) die, recht geprüft, leider nur zu wahr seyn möchte. Es ist die allgemeine Erfahrung, daß in alle Schwärmereyen Weiber verwickelt gewesen; oft wurden die Männer nur angesteckt durch Weiber, die sie, wie es hieß, neu gebahren. Den Männern waren sie also gleichsam Mittlerinnen der Gottheit; und wie sie sich die Gottheit, insonderheit den menschlichen Gott dachten, und ihn empfanden; davon liegen ja so viele Schriften und Briefe der Welt vor Augen. Die Ohnmacht, die die heilige Theresia vor dem Altar fühlte, als der himmlische Amor ihr Herz berührte, konnte, wenn sie in diesem

Augen-

(*) Hemsterhuis philos. Schriften, Th. 1. S. 88.

Augenblick nur körperlich betrachtet würde, schwerlich von einer andern Art seyn, als den jede liebende Ohnmacht hat: denn in den Säften des Körpers ist Liebe und Liebe an Wirkungen gleich, wer auch der Gegenstand seyn möge. Bey allen Gefühlen dieser Gattung ist also auch dem unschuldigsten Herzen die größeste Behutsamkeit nöthig; selbst im Strom der göttlichsten Liebe bleibts immer nur ein menschliches Herz. Alle Mittlerinnen, und wenn es die Mutter Gottes selbst wäre, sind gefährlich: so wie dem weiblichen Herzen alle irrdische, und (zu sinnlich empfunden) selbst der himmlische Mittler seyn kann. Von ganzer Seele, von allen ihren Kräften will Gott geliebet seyn, nicht aber vom gährenden Nervensaft in einem kranken epileptischen Körper.

Wir kommen von selbst auf die Grenzen, die Gott unserer Liebe und Sehnsucht hienieden bey jedem Genuß gesetzt hat; und es sind nicht blos, wie Herr Hemsterhuis zu meynen scheint, unsre Organe, sondern, wie er zuletzt selbst findet, unser isolirtes einzelnes Daseyn. Er vergleicht

gleicht die Eigenschaft der Seele, die sich dem Zusammenströmen mit andern Wesen widersetzt, der Kraft der Trägheit in der Materie; und allerdings muß diese Kraft der Trägheit viel was anders und mehr seyn, als der große Trupp mechanischer Philosophen von ihr weis oder aussagt. Schon die beyden Worte, Kraft und Trägheit passen sich so zusammen, als Bewegung und liegender Grund in dem Wort „Bewegungsgründe.“ Auch Leibnitz und alle bessere Denker haben über den innern Zustand der Materie Vermuthungen gewagt, denen ich in den versprochenen Anmerkungen des Herrn Hemsterhuis gern einen angenehmen Zuwachs wünsche. Voritzt lassen wir diese Aehnlichkeit auf sich beruhen, und sehen die Grenzen, die Gott dem Verlangen unserer Seele gesetzt hat durch ihre Natur selbst.

Wir sind einzelne Wesen, und müssen es seyn, wenn wir nicht den Grund alles Genusses, unser eigenes Bewußtseyn, über dem Genuß aufgeben, und uns selbst verliehren wollen, um

uns in einem andern Wesen, das doch nie wir selbst sind, wieder zu finden. Sebst wenn ich mich, wie es der Mysticismus will, in Gott verlöhre, und ich verlöhre mich in ihm, ohne weiteres Gefühl und Bewußtseyn meiner: so genösse Ich nicht mehr; die Gottheit hätte mich verschlungen, und genösse statt meiner. Wie gut hat es also die Vorsehung gemacht, daß sie das Saitenspiel unsrer Empfindungen nur nach und nach, in sehr verschiedenen Klängen und Arten wecket: daß sie unsere Sehnsucht jetzt auffodert, jetzt einschränkt, unser Verlangen hier thätig dort leidend übet, überall aber, auch nach dem süßesten Genuß, uns auf unser armes Ich zurückstößet, sagend gleichsam: „Du bist doch ein eingeschränktes, einzelnes Geschöpf! Du dürstest nach Vollkommenheit, aber du hast sie nicht! Verschmachte nicht am Brunnen dieses einzelnen Genusses, sondern raffe dich auf und strebe weiter.“ Lasset uns dieses in einigen auffallenden Proben und Beyspielen sehen.

Aller räuberische Genuß, der den Gegenstand verwüstet, ist uns blos als **Bedürfniß** von der Hand der **Nothwendigkeit** gegeben: er reibet sich selbst auf und erstirbt in sich. Der Mensch ist ein Tyrann des Weltalls; aber wie bald ist auch dieser kleine Tyrann, wenn er in den Grenzen der Natur bleiben will, vom Raube gesättigt! Jeder sinnliche Genuß ist eigentlich nur ein **mildgemachtes Bedürfniß**; wo die Zerstörung des Gegenseitigen aufhört, fängt erst ein freyerer, schönerer Genuß, ein fröhliches **Nebeneinanderseyn** vieler Geschöpfe an, die sich **wechselseitig** einander suchen und lieben. Ein Tyrann, der alles allein seyn, der alles verschlingen will, wie Saturn seine Kinder, ist weder zur Freundschaft, noch zur Liebe, selbst nicht einmal zur Vaterzärtlichkeit fähig. Er drückt und unterdrückt: neben ihm kann nichts wachsen, geschweige, daß es mit ihm zusammen wachse zu Einer gemeinschaftlichen Krone.

Sobald mehrere Geschöpfe milde neben einander sind, und sich einander wechselseitig genie-

ßen wollen: so folgt, daß keins auf den alleinigen, also auch nicht auf den höchsten Genuß ausgehn müsse, oder es zerstört um sich her. Es muß geben und nehmen, leiden und thun, an sich ziehn und sanft aus sich mittheilen. Dieß macht zwar allen Genuß unvollständig, es ist aber der wahre Takt und Pulsschlag des Lebens, die Modulation und Haushaltung des Verlangens, der Liebe und aller Süßigkeiten der Sehnsucht. Hier gebe ich die schöne Weisheit der Natur zu bemerken, die alles in diesen Pulsschlag leidender und thätiger, gebender und empfangender Wesen, auch nach Geschlechtern, Augenblicken, Zeitumständen, Lebensaltern, Situationen, u. f. theilte, und gleichsam einwiegte. Wie dort Zwey Lichter am Himmel, so hat Gott auf der Erde Zwey Geschlechter geschaffen, die im Schwunge der Empfindungen sich einander das Gegengewicht leisten sollen. Eins ersetzt dem andern, was dem an Zartheit, diesem an Stärke abgeht, und im Reich der Liebe ist Zartheit mächtiger als Stärke. Die Schwachheit des Weibes

erstat-

erstattete und umhüllete Gott mit Reizen. Wo er des Bedürfnisses wegen von den Regeln der Wohlgestalt abgehen mußte: da schlang er den Gürtel der Liebe um sie, begabt mit dem Verlangen, das, wie jene Göttin saget, alle Stärke überwindet. Auch in der Freundschaft ist ein Theil immer der thätige, der andre mehr beyhelfend und leidend: jener männlich, dieser weiblich; oft umgekehrt nach Geschlechtern. Einklang ist in dieser Ehe der Seelen weder angenehm noch nützlich, noch möglich. Consone Töne müssen es seyn, die die Melodie des Lebens und des Genusses geben, nicht unisone; sonst verliert sich die Freundschaft bald in bloße Gesellschaft.

Auch das wird hieraus offenbar, daß die Anziehungskraft einer einzelnen menschlichen Seele sich ins Unendliche weder ausbreiten könne, noch ausbreiten dürfe. Die Natur hat schmale Grenzen um jedes Einzelne gezogen; und es ist der gefährlichste Traum, sich unumschränkt zu denken, wenn man eingeschränkt ist, sich Despot des Weltalls zu glauben, wenn man

von nichts als einzelnen Almosen lebet. Die ganze Schöpfung mit Liebe zu umfassen, klingt schön; aber vom Einzelnen, dem Nächsten, fängt man an: und wer dieß nicht tief, innig, ganz liebet: wie sollte er, was entfernt ist, was aus einem fremden Gestirn nur schwache Stralen auf ihn herabwirft, lieben können? — so, daß es auch nur den Namen der Liebe verdiente. Die allgemeinsten Kosmopoliten sind meistens die dürftigsten Bettler: sie, die das ganze Weltall mit Liebe umfassen, lieben meistens nichts, als ihr enges Selbst.

Ich komme auf den Umstand, da Hr. H. die griechischen Staaten mit den unsern vergleicht (*) und der Christlichen Religion den Vorwurf zu machen scheint: daß sie durch gar zu viele Sorge fürs ewige Wohl des Individuum seine Anhänglichkeit ans flüchtige Wohl eines zeitlichen Staates mindere. Der Vorwurf schiene nur dann gegründet, wenn die Sorge für die Ewigkeit der

Sorge

(*) S. 96. 97.

Sorge für die Zeit entgegengesetzt wäre, und ein glücklicher Staat anders als aus lauter glücklichen Individuen bestehen könnte. Das erste wird nur eine sehr übel verstandne Pfaffenreligion behaupten; im zweyten Fall kann ja das Individuum für nichts als seine Wohlfarth sorgen, und überläßts dem, der die Maschine (wie Hr. Hemsterhuis selbst einen Staat nennt) eingerichtet hat, oder aufzieht, wie Er fürs Ganze derselben zu sorgen Lust und Kraft habe. Daß die Gesetzgeber die christliche Religion fast von jeher gemißbraucht, und mit ihren barbarischen Fendal- und Ritterverfassungen übel gemischt haben, ist in der ganzen christlichen Geschichte schreyend; daran hat aber die Religion nicht Schuld, sondern die groben Hände, die sie in diesen heterogenen politischen Teig kneten wollten. Religion ist, wie Hemsterhuis recht gesagt hat, (*) die freye Beziehung jedes Individiums aufs höchste Wesen; die ihr mit dem Namen einer politischen Maschine Ehre erzeigen

(*) S. 112.

zeigen wollten, haben sie am meisten entstellt und erniedrigt.

Doch wieder zu unserm Gegenstande! (denn auch bey Herrn Hemsterhuis war dieses nur Parenthese.) Die Natur fängt immer vom Einzelnen an; und nur, wenn sie die Neigungen desselben in seinem kleinen Kreise geordnet und befriedigt hat, kettet sie mehrere an einander, und ordnet ihre Empfindungen zur gemeinschaftlichen Glückseligkeit. Aus glücklichen Familien besteht das Wohl des Staats; oder seine Glückseligkeit ist eine Scheingröße. Nachdem in einem Menschen sinnliche und geistige Freuden, Freundschaft und Liebe, Vaterzärtlichkeit und eigne Tugend wohlgeordnet und wohlgepaart sind, nachdem ist er für sich und andre glücklich. Unmöglich kann er also wie Meeresschleim mit allem zusammenfließen: unmöglich alles in gleichem Grade lieben, loben und gutheißen, oder jeden Staub in einen Sonnenstrahl verwandeln wollen, damit er doch auch das Staubkorn als einen Sonnen-

nenstral liebe. Er schadet damit dem Guten so sehr als dem Bösen, und verliehrt zuletzt ganz sein Urtheil und seinen Standpunkt. Wer nicht zurückstoßen kann, kann auch nicht anziehn: Beyde Kräfte sind nur **Ein Pulsschlag** der Seele.

So sind wir in diesem Weltall; und wie gehts auf unsrer ewigen Reise weiter hinauf? Schwerlich anders. Nur auf unserm eignen Daseyn und Bewußtseyn ruht die Existenz andrer, so fern sie durch Liebe und Sehnsucht mit **uns** verknüpft sind; verlöhren wir jene, so hätten wir auch von diesen keinen Genuß mehr. Nothwendig wird unsre Existenz von Stufe zu Stufe immer freyer und wirkender werden: unser Genuß wird weniger verderben und zerstören: wir werden immer mehr Freuden schmecken lernen, indem wir geben und thun, als indem wir nehmen und leiden. Indessen scheint das gegenseitige Verhältniß nie ganz aufhören zu können, das die Summe dieses ganzen Glücks macht. Um zu geben, müssen immer Gegenstände seyn, die da nehmen; um zu thun, andre, für die man

thue; Freundschaft und Liebe sind nie möglich, als zwischen gegenseitigen freyen, consonen, aber nicht unisonen, geschweige identificirten Geschöpfen. Und was endlich den Genuß des höchsten Wesens anbetrift; o da bleibts immer „Hyperbel mit ihrer Asymptote," wie unser Autor sagt, (*) und muß es bleiben. Die Hyperbel nähert sich der Asymptote, aber sie erreicht sie nie: zu unsrer Seligkeit können wir nie den Begrif unsers Daseyns verliehren, und den unendlichen Begrif, daß wir Gott sind, erlangen. Wir bleiben immer Geschöpfe, wenn wir auch die Schöpfer großer Welten würden. Wir nahen uns der Vollkommenheit, unendlich vollkommen aber werden wir nie. Das höchste Gut, was Gott allen Geschöpfen geben konnte, war und bleibt eignes Daseyn, in welchem eben Er ihnen ist und von Stufe zu Stufe mehr seyn wird Alles in Allem.

(*) S. 108.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Verbesserungen.

S. 51. Z. 7. Trunknen l. trunknen.
— 80. Z. 1. Ptolomäus l. Ptolemäus.
— 82. Z. 2. rümchen l. rühmlichen.
— 96. Z. 8. Anas l. Aeas.
— 123. Z. 9. und l. nur
— 126. Z. 7. Kothurus l. Kothurns
— 154. Z. 4. past l. hast.
— 175. Z. 9. Gewandte l. Gewande.
— 179. Z. 7. einem l. Einem
— 182. Z. 8. stolzender l. stolzer
— 187. Z. 3. ich die l. ich, die

SBB013401645504

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herder, Johann Gottfried <<von>>,

Zerstreute Blätter

Bd.: 1

Gotha (1785)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.361(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11720567-2
VD18 90397614